

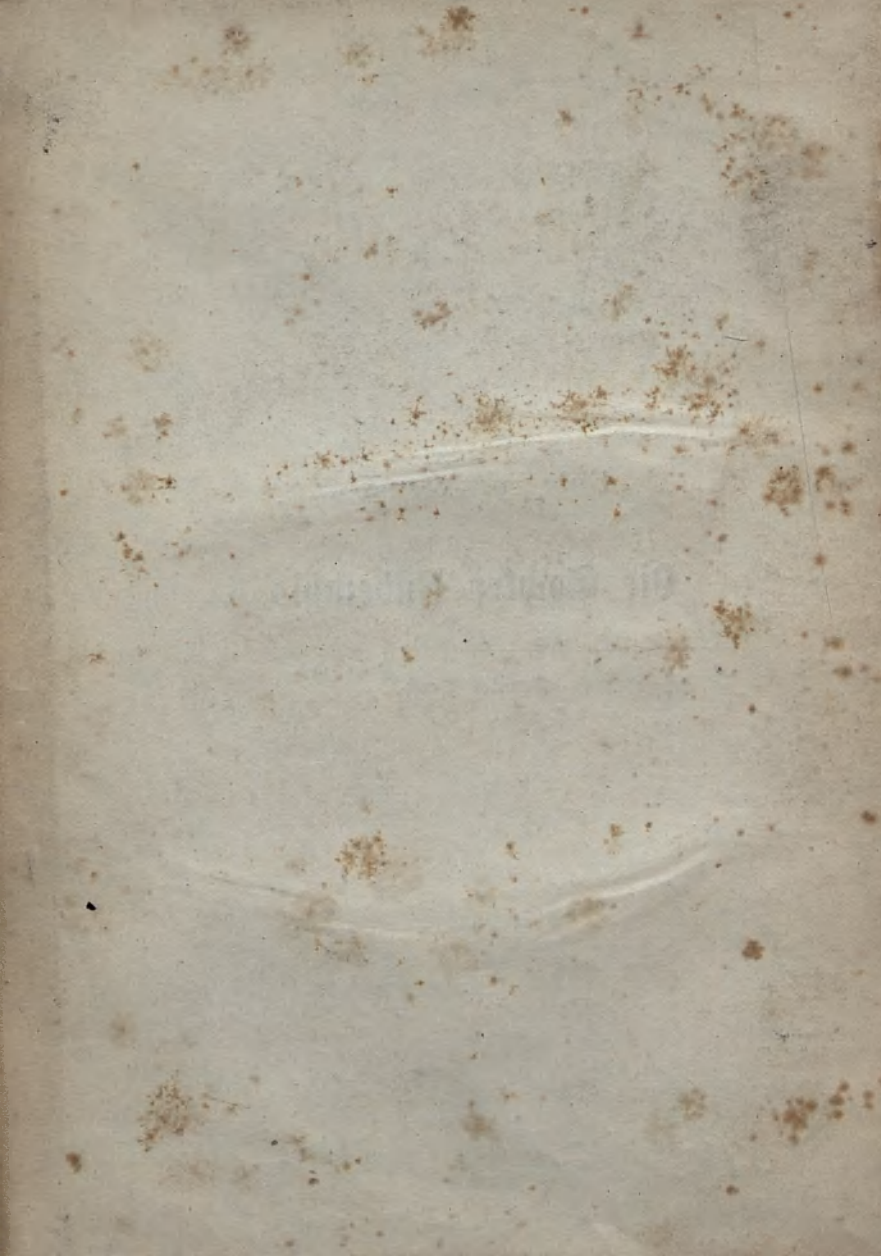


S 16744

Rudolf von Gottschall.

Die Tochter Rübezahls.

Zweiter Band.



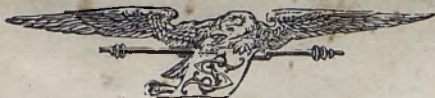
Die Tochter Rübezahls.

Roman in sechs Büchern

von

Rudolf von Gottschall.

Zweiter Band.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender
1890.

Bz 26571
165346 T

516444



10.

2002-08-08



Drittes Buch.



Heinrichshofen's
Buch-, Kunst-, Musikalien-
u. Pianoforte-Handlung
Magdeburg, Breite Weg 171/172.

Erstes Capitel.

Rübezahl.

Ueber Schlesiens Fluren hatte sich die Flut der Franzosen und ihrer deutschen Bundestruppen ergossen: in alle Städte, Schlösser und Dörfer waren sie eindringen und hausten nach dem wildesten Recht des Krieges; nur die Festungen Glatz und Neisse, Schweidnitz, Rosel und Silberberg hielten noch Stand. Kanonendonner tönte durch die frierenden Winternächte . . . über die Schnee- und Eisfelder bewegten sich Geschützcolonnen, welche die Belagerungstruppen verstärken sollten . . . im offenen Feld stand dem Feind keine Heeresmacht gegenüber, welche die Festungen zu entsetzen vermochte. Und doch regte es sich in den Gläzer Bergen . . . unter den Freischaaren des Grafen Götzen hatte sich die Blüthe der schlesischen Jugend gesammelt . . . ihre Streifcorps griffen oft die bewaffneten Zuzüge an, und hier und dort erhob ein glückliches Gefecht den Muth und die Hoffnung der kampflustigen Freischaaren. Und warum sollten die Tapferen verzagen? Auf den Schneegebilden von Preussisch-Eylau

hatte die Waage des Schlachtenglücks an einem der blutigsten Tage der Napoleonischen Kriege unentschieden hin- und hergeschwankt; die Preußen und Russen hatten dem französischen Angriff tapfer Stand gehalten; seitdem war keine neue Kunde von Ostpreußen gekommen; die großen Heere standen sich thatlos gegenüber; aber dem stürmischen Siegesgang des Cäsars hatte sich eine Schranke entgegengestellt und man durfte wieder an einen erfolgreichen Widerstand glauben.

Und so war der Winter vorübergegangen, und der Frühling, als er mit seinen Lerchen und Nachtigallen kam, hörte noch immer den dumpfen Donner um die Festungen und den Waffenlärm in den Gläser Bergen, wo der Laubwald mit jungen Trieben aus dem Winterschlaf erwachte.

Am spätesten hielt der Venz seinen Einzug oben im Reiche Rübezahls; da will der Schnee nicht weichen von den Rännen und Koppen; die in ihm vergrabenen Bauden können erst spät wieder Athem schöpfen, und auch die Wälder am Berghang stehen noch lange kahl und frierend, wenn drüben im Lande schon die Stäucher grünen.

Vor einer Dorfschenke am Fuß der Berge hatte ein Kirchweihfest Alt und Jung versammelt; Bursche und Mädchen saßen in buntem Kreise; man sprach von Verliebten und Verlobten, von Krieg und Frieden. Trübsinnig stützte die arme Hanne den Kopf auf die Hand und warf nur gelegentlich einen wehmüthigen Blick auf den braven Gottfried, der am andern Ende des Tisches

saß, ebenfalls in Gedanken verloren. Heut erst hatte Gottfried's Vater dem Sohne verboten, das Mädchen zum Tanz zu führen, da schon des Geredes zuviel sei und er sie nie heirathen dürfe: denn die Mutter, die alte Ursula, sei arm wie eine Kirchenmaus, und ein Mädchen, das nicht einmal eine Ausstattung besitze, dürfe er nicht in sein sauberes Heim führen. Und so war das Fest für die Liebenden freudlos vorüber gegangen; Hanne hatte überhaupt nicht getanzt, alle Einladungen ausgeschlagen und in einem stillen Winkel Thränen über ihren Streuseltuchen vergossen, den sie nur aus Pflichtgefühl verzehrte, weil die Wirthin sich viel darauf zu gute that und sie die freundliche Frau nicht kränken wollte. Mutter Ursula hatte ihr aber auch die Tochter zur Bewachung anvertraut; sie selbst war nicht zum Fest gekommen; die Zeiten waren so schlecht; es standen so viele Webstühle leer, weil's an Absatz fehlte, und auch der Sohn hatte die Arbeit einstellen müssen: es war unheimlich still geworden in der Hütte; der Lärm der Spulräder, der Webstühle war verstummt; die Webschiffchen tanzten nicht mehr hin und her: und wie traulich war dieser Lärm gewesen, durch den sich des Tages Arbeit verkündigte, die das tägliche Brod verhieß.

Da plötzlich kam die alte Ursula hereingestürzt; es mußte ihr etwas Besonderes begegnet sein; die Haare flogen ihr wirr um die Stirn; doch es war der Schreck der Freude, der ihr Aussehen so verstört hatte: in den Händen trug sie ein schönes weißes Ei von einer Größe, daß darin ein

junger Drache hätte ausgebrütet werden können. Sie hielt ihren Fund hoch in die Höhe, und Alles sprang vom Tisch auf:

„Das fand ich eben in meinem Hühnerstall,“ rief sie, „als ich nach Eiern suchte. Meine große Henne ist ein Prachtthier, aber ein solches Ungethüm von einem Ei kann sie doch nicht legen. Da ist Hexerei mit im Spiel.“

Dieser Ansicht war der Dorfschulze auch, der mit wichtiger Amtsmiene prüfend herzutrat; er sah mißtrauisch auf die Alte, als wenn sie ihm selbst verdächtig wäre, hier Zauberei getrieben zu haben. Er wog das Ei, untersuchte es auf's genaueste; er war von Hause aus fest überzeugt, daß er kein Naturproduct vor sich habe, und beim Herumtasten gelang es ihm auch, eine Feder zu berühren, so daß die Schale des Eis aufsprang. Doch welch ein gelbes Dotter kam da zum Vorschein! Ein Goldstück neben dem andern! Alle standen starr vor Erstaunen; Mutter Ursula rang die Hände; die beiden Liebenden traten hoffnungsvoll näher und wagten es, in der Stille sich die Hand zu drücken.

Ein verklärtes Lächeln schwebte um ihre Züge. Der Schulze selbst war vom Glanz des Goldes geblendet; er besann sich auf einmal auf den allmächtigen Fiskus, von dem er so viel gehört und der ja in jeder Ortsobrigkeit verkörpert war; das war ein Schatz, und er durfte kraft seines Amtes die Hand darauf legen. Da fiel ihm ein Bettelchen in die Augen, das zwischen die Goldstücke ein-

geklemmmt war und worauf geschrieben stand: „Der braven Ursula Rübezahl.“

Rübezahl, der gute Geist der Berge! Die Burschen nahmen die Hüte ab; die Mädchen falteten die Hände; der Schulze selbst sah ein, daß der Fiskus hier nicht mehr mitzusprechen habe. Welche Freude! Ursula wurde nicht müde, ihre Tochter zu umarmen, der sie augenblicklich das schöne Gold für ihre Aussteuer schenkte. Gottliebs Vater war vom Holztstuhl aufgestanden; die Pfeife war ihm bei der Verwunderung über das Zauberei ausgegangen; doch er fand nicht Muße, sie wieder anzuzünden; er trat näher heran, um sich zu überzeugen, daß dies echtes Gold sei; er schmunzelte dann zufrieden, blinzelte zu Gottlieb herüber und nickte ihm zu, und die Liebenden so wie das ganze Dorf waren jetzt fest davon überzeugt, daß des Vaters Einwilligung dem jungen Paar gesichert sei.

Nicht lange darauf setzten sich an einen Seitentisch zwei Wanderer, die eben in's Dorf gekommen: der Eine hatte etwas vornehm Uebermüthiges in seinem Wesen; er sah mit Verachtung auf das bunte Treiben ringsum; der Andere war ein junger Bauer aus dem Dorfe selbst, der etwas Unstütes in seinem Benehmen zeigte und mit unsicheren Blicken die Grüße erwiderte, welche die andern Burschen nicht ohne Respect ihm darbrachten: er hatte ein ansehnliches Besitztum; aber man sprach davon, daß es sehr verschuldet sei. Er hatte den vornehmen Herrn, der, auf einer Fußtour in die Berge begriffen, den rechten Weg

verfehlt, zurechtgewiesen, ihn begleitet und ihm sein Herz ausgeschüttet.

Hugo von Strahlheim — das war der zugeknöpfte Herr, der eine sehr überlegene, gebieterische Miene zur Schau trug — hatte die Dorfgeschichte des jungen Peter Hager nur zerstreuten Sinnes angehört; denn seine Gedanken weilten bei dem schönen Mädchen in der Burg des Alten, das er um jeden Preis sich zu erobern gedachte und zu dem er jetzt wallfahrte, um die gehoffte Entscheidung herbeizuführen: er hatte sich selbst mit Muth und Entschlossenheit ausgerüstet und wollte diesmal nicht heimkehren, ohne um Heloïsens Hand angehalten zu haben. Ein kränkendes „Nein“! war ja nicht ausgeschlossen; für diesen Fall aber hegte er allerlei stille Nachgedanken, und es war ihm eine gewisse Genugthuung, sich schon jetzt denselben hinzugeben.

Gleichzeitig hatte er noch einen amtlichen Auftrag: er war inzwischen in den französischen Verwaltungsdienst getreten und wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob auch hier im Hochgebirge für die Glazer Freischaaren gewonnen werde und ob das Volk mit dem verwegenen Unternehmen in der Grafschaft Sympathien hege.

Die Franzosen waren Herren des Landes und Hugo machte kein Hehl daraus, daß er zum Napoleonischen Regiment in naher Beziehung stehe. Darauf plauderte auch Peter allerlei aus, was er sonst vor den Genossen zu verbergen pflegte.

„Es ist doch wohl sicher,“ sagte er, „daß die Franzosen

hier im Lande bleiben werden, und daß es mit der preußischen Herrschaft für immer zu Ende ist?"

„Wir hoffen es,“ versetzte Hugo, „doch warum macht ihm dies Sorge?“

„Das will ich Ihnen erzählen, bester Herr. Ich stand in Breslau in Garnison, und als die Franzosen die Stadt belagerten, und wir Alle wußten, daß wir uns nicht halten konnten, da steckten einige Polen in unserer Compagnie in aller Stille die Köpfe zusammen und verabredeten eine Flucht aus der Festung bei nächster Gelegenheit. Ich schloß mich Ihnen an; das viele nutzlose Schießen hatte mich erbittert, und wenn wir uns später doch ergeben mußten; warum sollte ich in die Kriegsgefangenschaft wandern? Wir öffneten eines Tages die Palissadentambours des Springsterns und entkamen glücklich zum Feind.“

„Und nun fürchtet Er, es werde Ihn an Hals und Kragen gehen, wenn Schlesien wieder in die Hände der Preußen fiele?“

„Mit Deserteurs macht man wenig Federlesens.“

„Sein Name an dem Galgen, das wird Er sich vielleicht gefallen lassen müssen, aber Er wird schlimmsten Falls schon durchkommen. Wenn Alles drunter und drüber geht, da schlüpfen solche kleine Verbrecher leicht mit durch. Die Compagnielisten werden schon längst Maculatur geworden sein, wie das preußische Staatsrecht mit seinen Besitzergreifungspatenten von Provinzen, welche der gute Staat jetzt über Nacht verloren hat.“

„Der Krieg ist schlimm genug,“ versetzte der Peter, die Mütze abnehmend und sich das Haar krauend; „Alles hat gelitten, auch mein schönes Anwesen, das mir meine Eltern erst vor einem Jahre überlassen. Ich kam eben von zwei Gläubigern zurück, die ich um Nachsicht bitten wollte; doch sie haben Beide ihre Forderungen verkauft.“

Unter solchen Gesprächen hatten die Beiden das Dorf und den Festplatz erreicht, wo sie sich niederließen. Hugo, der im Dorf nicht bleiben wollte, bewirthete indeß seinen Führer und mischte sich dann in die Volksmenge. Der Tanzplatz war mit Fackeln erleuchtet, die einen dumpfen Qualm ausströmten. Allmählich aber kam der Mond hervor aus den Wolken, beleuchtete das bunte Treiben, versilberte das Dach und den Wetterhahn des Kirchleins und lag hell auf den Kreuzwegen, die jenseits des Platzes am Hange der Waldhöhen in mannigfachen Krümmungen in die Höhe führten.

Es war eine Pause im Tanz eingetreten, die buntbebilderten Burschen und Mädchen standen plaudernd beisammen. Von Peter hielten sich die Meisten fern; er flößte ihnen kein rechtes Vertrauen ein; man achtete ihn wegen des stattlichen Bauernhauses, das sein Eigenthum war; aber er hatte etwas Scheues und Abstoßendes an sich. Nur zwei Burschen, die aus seiner Tasche mitlebten, traten jetzt zu ihm und wußten ihn mit allerlei Schmeicheln gefügig zu machen, daß er ihnen einige Glas Schweidniger Bier spendete.

Da wurde die Aufmerksamkeit der Burschen und Mädchen auf zwei alte Leute gelenkt, die, auf den Stab gestützt, nach dem Tisch zu lahnten, an welchem Peter saß. Dieser machte eine ungeduldige Bewegung, als wollte er sie abwehren; er erhob sich, um ihnen aus dem Weg zu gehen . . . da fielen indeß seine Blicke auf einen stattlichen, sehr energisch aussehenden Mann in Stulpsstiefeln mit der Reitpeitsche in der Hand, der hinter den Alten einherschritt: aus der oberen Seitentasche seines Rockes blickten einige Papierrollen hervor; es war da irgend etwas Geschriebenes, Acten, Register, Aufzeichnungen, und vor dem Allen hatte Peter eine begründete Scheu.

Der alte Hager, auf dessen Silberlocken das Mondlicht haftete, dürr und kraftlos, mit verfallenen Zügen und müden Augen, die er mühsam zu seinem Sohn erhob, führte das verkrümmte Mütterchen näher an den Tisch heran.

„Peter,“ sagte er, „wir haben Dich kommen sehen, Du gingst an unserer Hütte vorüber, und da Du uns in Deinem Hause kein Gehör giebst, wenn wir anklopfen, so wollen wir hier vor allen Leuten mit Dir reden; denn die Leute des Dorfes werden uns beistehen; gerecht ist's, was wir erbitten und verlangen.“

„Vergleichen Familiensachen gehören nicht in's Volk,“ versetzte Peter ärgerlich, während er sich unwillkürlich nach Hugo umsah, als könnte ihm dieser zu Hilfe kommen; denn daß die beiden Kameraden am Tisch zustimmend nickten, diente nicht sonderlich dazu, ihn zu ermutigen.

Am peinlichsten war's ihm, daß der Mann mit den Stulpstiefeln so herausfordernd mit der Reitgerte durch die Lüfte suchte. Hugo, der sich eine schmucke Bauernbirne ausgesucht hatte, mit der er ein Länzchen machen wollte und die sich fest in seinen Arm schmiegte, stand unter dem herandrängenden Volke und sah mit Schadenfreude der Verlegenheit zu, in welcher sich offenbar der tapfere Deserteur, sein Reisegefährte, befand.

„Wir können's nicht länger aushalten, Sohn, in der Hütte, die Du uns als Altentheil bestimmt hast. Sie ist dem Verfall nahe; überall Risse in den Wänden; die kalten Winde blasen herein, und es durchschauert uns. Alter braucht Wärme.“

„Ich kann's nicht ändern,“ versetzte Peter hart, „die Alten kommen in diese Hütte, das ist Familienbrauch seit uralter Zeit.“

„Doch ist sie von Jahr zu Jahr mehr in Verfall gerathen. Dein junges Weib ist gestorben, Du hast keine Familie . . . nimm uns wieder in unserem Hause auf!“

„Und wenn ich mir ein anderes Weib nehme? Abgemacht ist abgemacht . . . Ihr gehört einmal auf den Altentheil.“

„Aber, Peter!“ riefen mehrere Bursche, und auch einige Mädchen zeigten weicherzige Rührung und drängten sich schmeichelnd an den alten Mann.

„Das ist ein Ueberfall hier vor allem Volk!“ rief Peter zornig und mit dem Fuß aufstampfend; „und nun

gerade bleibt's dabei. Die Zeiten sind schlecht, ich kann nichts repariren lassen. Großpapa hat dort auch gehaust, ohne viel zu lamentiren. Alte Leute müssen sich einschränken."

"Halt, Herr Peter Hager," rief jetzt der Mann mit den Stulpstiefeln, „da hab' ich auch noch ein Wort mitzusprechen. Nicht her, Nicht her . . ."

Ein paar Bursche trugen die nächsten triefenden Fackeln herbei.

"Hier . . . Peter Hager . . . werft einen Blick auf diese Papiere. Ich, Karl Friedeborn, Gutsverwalter, habe vier Forderungen an mich gekauft, die alle am morgenden Tage fällig sind. Werden sie nicht bezahlt, so leg' ich Hand auf all Euer Hab und Gut."

Peter erblaßte.

"Ich kann morgen nicht bezahlen," rief er mit jämmerlichem Ton; „ich war heute schon bei einem Gläubiger, um Frist zu erbitten; und da Sie, Herr Friedeborn, jetzt im Besitz aller Forderungen sind, so bitte ich Sie dringlich, inständig . . ."

"Oh, der Herr kann auch bitten," sagte Friedeborn ungeduldig mit der Reitgerte an die Stulpstiefeln schlagend, „das klingt anders, als der Ton, mit dem Sie die Bitten Ihres greisen Vaters zurückgewiesen haben, doch die Gerichte sind unerbittlich. Recht muß Recht bleiben."

"So ist Alles verloren!" jammerte Peter.

"Noch giebt's eine Rettung," versetzte Friedeborn,

„der Altentheilvertrag wird vernichtet. Euer Vater kommt wieder in Besitz des Grundstückes, und Ihr selbst schafft mit rüstigem Arm, um Hab und Gut zu bessern und zu mehren. Dann mache ich jezt meine Forderungen nicht geltend, mache einen Strich durch die fälligen Zinsen, und Euer Besitz bleibt Euch für spätere Zeiten gerettet.“

Der Alte hatte mit fragendem Blick zu dem fremden Mann emporgesehen; ungläubig vernahm er anfangs die unerwartete Kunde; allmählig erst ging ihm das volle Verständniß dafür auf. Da traten Thränen in seine Augen; er fiel dem Mütterchen um den Hals; dann faltete er die Hände und blickte auf Peter, der todtenbleich da stand, ohne sich zu entscheiden, umhersuchend nach irgend einer Hoffnung, aus der peinlichen Lage zu kommen.

„Greif’ Er nur zu,“ sagte Hugo vortretend, „und ohne viel Besinnen; nicht alle Gläubiger sind so menschenfreundlich.“

Peter zögerte noch immer; es folgte eine kurze Berathung mit den beiden Kameraden; doch er hatte ja keine Wahl. Die Alten kamen bittend auf ihn zu, freundlich lächelnd, und sie versicherten ihn, daß sie liebevoll mit ihm zusammen leben würden.

Doch er wandte sich unwillig von ihnen ab; da fielen seine Blicke auf die verschlossenen Züge des Mannes mit der Reitgerte, die in unruhig zuckende Bewegung gerathen war; er sah sein Besitzthum wie vom Erdboden verschlungen; er nickte verdrießlich seine Zustimmung.

„So werden Sie morgen mit mir vor Gericht erscheinen, um alles Nöthige zu ordnen?“

„Ich werde kommen . . . ich muß ja . . . mir bleibt ja nichts Anderes übrig.“

Der Mann mit den Papieren verschwand; doch das Volk drängte sich glückwünschend um die alten Leute, und es war viel Freude und Jubel ringsum.

Wer war der fremde Wohlthäter? Niemand kannte ihn . . . er hatte etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen, und da ringsum im Lande oft von ähnlichen guten Werken und wie vom Himmel niederfallenden Wohlthaten die Rede war, hatte man allen Grund, an das geheime Walten eines mächtigen und guten Geistes zu glauben.

Man sprach hin und her . . . der Name Rübezahl schwebte auf allen Lippen.

In diesem Augenblick sahen einige Burschen auf dem bergaufführenden Weg den Gutsverwalter mit einem würdigen Greise mit langem Silberbarte emporschreiten: sie zeigten das Paar den Andern. Aller Augen wandten sich dorthin. Der ehrwürdige Greis stand grade still und sah auf das Dorf herunter; er trug ein seltsam Gewand, und der Mondschein warf seinen träumerischen Schimmer auf seine edlen Züge. „Rübezahl!“ tönte eine Stimme aus der Mitte des Volkes. „Rübezahl!“ fielen Hunderte ein und schwenkten die Mützen und Hüte mit freudigem Gruß für den Segenspender, der jetzt im Dunkel des Waldes verschwand.

Zweites Capitel.

Ein Freiwerber.

Den alten Duplassh hatte Hugo wohl erkannt und im Stillen ein Gelübde gethan, daß er dem Taschenspieler schon sein Handwerk legen wolle, wenn er einmal sein Ziel erreicht hätte und in die glückliche Lage gekommen wäre, in dem Millionär seinen Schwiegervater begrüßen zu können. Tief in die Nacht hinein erfreute er sich am lustigen Tanz mit den Bauerndirnen, die dem schmucken Stadtherrn ihre Gunst entgegenbrachten. Am nächsten Tage, so bald die Sonne wärmer schien und den Nacht- und Morgenfrost aufgesogen hatte, griff er zum Wanderstabe und pilgerte der Burg Rübezahls zu. Jetzt standen nur die hohen Tannen und Fichten in ihrem unwandelbaren grünen Schmuck, durch das fröstelnde, durchsichtige Laubholz segte der Ostwind; doch wenn auch die Landschaft ihre sommerlichen Reize entfaltet hätte . . . für Hugo wäre dies verloren gewesen; wenn er durch den Wald ging, taxirte er den Werth der großen Stämme und der einzelnen Schläge. Doch auch dazu war er diesmal zu sehr mit seinen Gedanken und Plänen beschäftigt, und nur gelegentlich sehnte er sich nach einem kundigen Begleiter, der ihm mitgetheilt hätte, welche Forstgehege hier zum Besizthum Duplasshs gehörten und wo die Grenzen seines umfangreichen Waldreviers beginnen.

Hugo kam nicht unangemeldet; er hatte bei seiner

letzten Anwesenheit Freundschaft mit der munteren Madame Langeais geschlossen und stand seitdem mit ihr in Briefwechsel. Die üppige Wittve hatte an den jungen drei Bergwanderern, welche in Rübezahls Schloß gekommen, Gefallen gefunden, und wenn Heloise dem feurigen, kräftigen Erich ihren Antheil zuwandte, so fand Margot Langeais dies in der Ordnung; doch Erich war ja gänzlich verschwunden, ohne ein Lebenszeichen zu geben, und wäre dies auch der Fall gewesen, Hugo von Strahlheim hatte bei seiner letzten Anwesenheit ihn gänzlich bei Margot in den Schatten gestellt. Er suchte sie durch die größte Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen; ja obgleich er um die Hand einer Anderen warb, so zögerte er doch nicht, mit Margot einen immer vertraulicher werdenden Freundschaftsbund zu schließen: ein Verhältniß, das natürlich keine Zukunft haben sollte; aber was kümmert sich eine leichtfertige Französin um die Zukunft? War Hugo mit Margot allein, so trat er ganz als ihr Liebhaber auf, ob schon er nichts weniger war als ein schöner Mann; er hatte den Esprit und die nichtsachtende Ironie, welche auf empfängliche, weibliche Gemüther Eindruck macht, und jenen Mangel an sittlichen Grundsätzen, der weiblichen Wesen von der Art einer Margot Langeais nicht gerade unbequem ist.

Und wenn Hugo so feurig die Wittve an's Herz drückte, durfte sie sich nicht als die wahrhaft Geliebte betrachten, während Heloise nichts war als eine reiche

Erbin, um deren Hand er sich wegen der glänzenden Mitgift bewarb?

Doch nicht bloß mit Kuß und Umarmung suchte Hugo die feste Französin für sich geneigt zu machen, daß sie ihm Heloïsens Hand verschaffen half; er war ja nicht sicher, wie lange ihm Margot ihre Neigung bewahren werde. Pariserinnen wechseln ja ihre Liebhaber wie die Moden . . . und so volles Vertrauen setzte Hugo doch nicht in den Zauber seiner Persönlichkeit, daß er geglaubt hätte, sie auf die Dauer fesseln zu können. Dann wurden auch alle seine Bemühungen um ihre Gunst hinfällig, und er mußte sich mit der Erinnerung an schöne Augenblicke begnügen, an eine Vergangenheit, die keine Zukunft im Schooße trug.

Er suchte daher die einflußreiche Dame fester an sich zu knüpfen. Schon immer hatte er ihr angedeutet, er werde sich dankbar beweisen, sobald es ihm gelungen, Heloïsen als Gattin heimzuführen, und kein Hehl daraus gemacht, daß er diesen Dank in klingender Münze auszahlen wolle. Doch er selbst war gewöhnt, auf solche Versprechungen nichts zu geben; denn Worte verwehen im Wind, und nichts ist vergänglicher als der gute Wille des Menschen. Er war überzeugt, daß, so wie er selbst hierüber dachte, auch Andere denken, besonders wenn sie so viel Scharfsinn besitzen, wie Margot Langeais. Er hatte also ein Document ausgearbeitet, ein Schenkungsversprechen, für den Fall, daß Heloïse seine Gattin werde, und mit dieser gerichtlich beglaubigten Urkunde wollte er Margot in eine förmliche

Brautwerberin verwandeln. Er durfte ihr großen Einfluß zutrauen; sie war der einzige Umgang Heloisen's, und ihre überlegene Weltkenntniß wurde von der jüngeren Freundin bescheiden anerkannt.

Als Hugo im Schloß ankam, war Heloïse mit einem Reitknecht ausgeritten, ihrem Vater entgegen, der von einem Ausflug über die Berge zurück erwartet wurde. Margot hatte Hugos Besuch nicht angemeldet, denn das hätte ihren geheimen Briefwechsel verrathen; auch wünschte sie, eine Zeit lang mit ihm allein zu sein, und hatte sich daher auf seinen Besuch vorbereitet.

Es handelte sich dabei nicht um feierlichen Empfang; im Gegentheil . . . sie hatte ein festes Negligée gewählt und es nicht verschmäht, dabei einige gewagte Nuancen anzubringen, die von einer plötzlichen Ueberraschung sprechen sollten. Sie empfing den Freund in ihrem Boudoir, das sie sich ganz nach Pariser Muster eingerichtet hatte. Kaiserin Josephine konnte kaum einen eleganteren Toiletten-tisch in den Tuilerien haben; das war ein ganzes Arsenal von Zaubermitteln, um jugendliche Reize heraufzubeschwören; in Reih und Glied standen die feinsten Schminken, die mit leiser Unmerklichkeit ein zartes Roth auf die Wangen hauchten. Und dabei war nicht die geringste Hinterlist im Spiel; alle diese Töpfe und Fläschchen, Seifen und Schminken lagen offen zur Schau; die Schönheit junger Mädchen bedarf solcher Kunstmittel nicht, und wenn diese davon Gebrauch machen, so mögen sie den Schleier des

Geheimnisses darüber decken; aber erfahrene Wittwen, welche die erste Jugend hinter sich haben, brauchen sich der Kunst nicht zu schämen, mit der sie dieselbe zurückbeschwören; hier verlangt die Künstlerin Anerkennung wie das Weib; denn beide vereint stellen erst die vollendete Schönheit her!

Wie üppig fielen die dunklen Haare auf den Nacken, den zwar auch die reichste Phantasie eines orientalischen Dichters nicht mit dem Beiwort alabastrern schmücken konnte, der aber in seiner dunklen Färbung etwas zigeunerhaft Verlockendes hatte. Wie locker umflog das Morgen- gewand die Taille, die mehr an die Gestalt der Venus der Bildhauer erinnerte, als an die hohe Taille der Pariser Directorialdame, die in die Kaiserzeit übergegangen war. Die netten Füßchen steckten in offenen Sandalen. Madame Langeais hatte im Salon der Madame Taillien gelernt, sich à la Grecque zu kostümiren, und machte noch immer im geeigneten Augenblick davon Gebrauch.

Hugo umarmte seine schöne Freundin, die ihn neben sich auf die Causeuse zog.

„Wo ist Heloise?“ fragte er.

„Garstiger Mensch,“ versetzte sie, „hebt Du bei mir, und brauchst Dich um Heloise nicht zu kümmern.“

„Immer eifersüchtig . . . und Du hast wahrlich keinen Grund dazu. Sieh Dich nur drüben im Trumeau an . . . er schmeichelt und lügt nicht und vergönnt mir, doppelt ein schönes Bild zu genießen. Heloise . . . das ist eine Erbin, eine künftige Gattin und Hausfrau . . . sie ist

hübsch und artig, aber sie erweckt keine Leidenschaft; Du brauchst den Vergleich mit ihr wahrlich nicht zu scheuen; eine volle Rose und ein Märzveilchen . . . da wird mir die Wahl nicht schwer. Ich gehöre nicht zu den Schwärmern, die sich ein schüchternes Frühlingskind in's Knopfloch stecken."

"Das sind solche deutsche Blümeleien," versetzte Margot, "für welche wir Französinen keinen Sinn haben, und auch Dir stehen sie nicht sonderlich zu Gesicht."

"Um so weniger als ich selbst jetzt zu den Franzosen gehöre."

"Du?" fragte Margot verwundert.

"Was soll man in einem Staate machen, der über unseren Köpfen zusammenbricht? Man rettet sich, so lang es noch möglich ist. Ich bin französischer Verwaltungs-Commissär geworden . . . eine Art Civiladjutant des Prinzen Jérôme. Mit meiner Einsicht, meiner Kenntniß der Verhältnisse unterstütze ich die Maßregeln des französischen Gouvernements . . . ich überzeuge mich selbst, so viel es geht, von den Zuständen in der Provinz."

"Allen Respect," versetzte Margot mit einer schallhaften Verbeugung, "ich wußte gar nicht, daß ich einen so wichtigen Mann in meinem bescheidenen Boudoir beherberge, und ich muß mir Vorwürfe machen, daß ich in leichtfertiger Hast versäumt habe, eine Empfangstoilette zu machen, wie sie beim Besuch eines hohen Beamten geziemt."

Darüber beruhigte Hugo sie indeß, ohne viel Worte zu machen.

„Was wird Heloise dazu sagen?“ fragte er plötzlich nach der kleinen Pause im Gespräch.

Margot nahm wieder eine schmollende Miene an und sagte gleichgültig:

„Ich weiß es nicht!“

Hugo wurde ärgerlich.

„Keine Eifersüchteleien . . . das ist gegen die Abmachung.“

Margot warf ihm einen fragenden Blick zu: wie stand es mit dieser Abmachung? Sie hatte sich offenbar vorgenommen, die gekränkte Liebende zu spielen, von der man ein großes Opfer verlangte. Für dieses Opfer eben wollte sie jetzt einen sicheren Preis.

Hugo war schon darauf gefaßt gewesen; er hatte nicht nutzlos ihre Briefe studirt.

„Ich weiß, was es Dich kosten muß, einen Ehebund stiften zu helfen, der uns dem Anschein nach trennt; doch mir verschafft er Reichthum, Macht und Ansehen, und aus Liebe zu mir trittst Du als Fürsprecherin auf und erträgst die Pein, eine trennlose Liebeswerbung mit anzusehen. Treulos . . . so scheint es nur . . . es ist ein Unterschied zwischen Liebesleidenschaft und Heirathspeculation. Doch Du hast ein Recht, zu verlangen, daß Du nicht leer ausgehst, wenn die Ehe zu Stande kommt. Wir sind gute Kameraden . . . und ich nehme Dich mit

auf in die Firma hier . . . diese Schenkung . . . sie gilt vor jedem preußischen und französischen Gericht . . . das wird Dich erimuthigen und trösten."

Margot studirte die Urkunde, die ihr Hugo reichte, mit andächtiger Gewissenhaftigkeit. Die Summe war ansehnlich und übertraf ihre Erwartungen. Sie fiel Hugo um den Hals und küßte ihn.

"Böser Mensch! Der Vertrag mußte mit Blut unterzeichnet werden; ich verkaufe ja meine arme Seele mit ihrer ganzen Liebe. Doch . . . ich danke Dir . . . zweifle nicht daran . . . ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch setzte sich Margot ruhig und nachdenklich wieder hin.

"Vor allen Dingen . . . Du mußt es geheim halten, daß Du in französische Dienste getreten bist."

"Warum in aller Welt? Etwas des Alten wegen?"

"O nein . . . dem dünkt es zu gering, ein Patriot zu sein; der schwärmt für das Glück der Menschheit, und die Kriege, welche die Völker mit einander führen, sind ihm ein Gräuel. Ob Deutsche oder Franzosen; er verdammt die einen wie die andern . . . nein, nicht seiner wegen, um Heloisens willen."

"Heloise?" fragte Hugo bestürzt; denn er sah, wie eine Kluft sich zwischen ihm und ihr aufthat.

"Als ich sie das letzte Mal sprach, vermied sie, auf



die Zeitereignisse einzugehen; ich hoffe doch nicht, daß diese Pariserin . . ."

"Seit Deinem letzten Besuch hat sich viel geändert; immer mehr füllt das Bild jenes Erich von Berneck ihre Seele aus, der mit so warmer Begeisterung für die Sache Preußens gesprochen. Seitdem die Franzosen in's Land gekommen, ist sie in fieberischer Erregung. Sie hat durch einen Gutsverwalter, der ihr besonders ergeben ist, Erkundigungen einziehen lassen und erfahren, daß Erich in dem belagerten Breslau verweilte."

"Das kann ich bestätigen; ich selbst habe ihn ja eine Zeit lang vor den Bomben und Granaten in Sicherheit gebracht."

"Seitdem las sie die Berichte über die Belagerung Breslaus mit großer Spannung."

"Das ist ja eine Hiobspost, liebe Freundin! Du hast dies zwar schon in Deinen Briefen angedeutet; aber nicht mit solcher schreckhaften Bestimmtheit wie jetzt davon gesprochen. Sie liebt jenen Erich . . ."

"Darüber brauchen wir noch nicht den Kopf zu verlieren; es fehlt in der Rechnung noch ein wichtiger Posten. Erich selbst kümmert sich ja nicht um diese Bergprinzessin; er ist für uns vollständig verschollen. Liebe ohne Gegenliebe hat keine Dauer; das sind Traumgebilde, die sich in Luft auflösen."

"Doch daß dieser thörichte Schwärmer sie mit seiner Begeisterung für das morsche Preußen angesteckt hat . . ."

„Eine Mädchenlaune, die vorüber gehen wird. Doch ich . . . in meiner jetzigen Stellung . . . verschweige zunächst, daß Du in's französische Lager übergegangen bist; nur hier bei mir magst Du zu Frankreichs Fahne schwören.“

„Doch es kann ja nicht lange geheim bleiben . . .“

„Nun, wenn Deine Aussichten hier sich günstig gestalten, dann legst Du Deine Stelle ruhig nieder. Der Schwiegersohn Rübezahls kann auf jede andere Carrière verzichten; ohne Gewissensbisse.“

Die Rathschläge der jetzt fest gewonnenen Bundesgenossin, der klugen Margot, blieben nicht unbelohnt; doch sie entwand sich seinen Armen.

„Die Beiden können bald zurückkehren; ich bin hier im Hause nur eine Dienerin und muß mich rüsten, sie zu empfangen.“

Die Unterredung hatte Hugo verstimmt; er ging in den hallenden Corridoren des alten Felsenschlosses mit ungeduldigen Schritten auf und ab. Seine Zuversicht war durch Margots Mittheilungen sehr erschüttert worden; er hatte auf baldigen Triumph gehofft, trotz des spröden Widerstrebens, das er auf mädchenhafte Scheu geschoben . . . und nun sollte er warten, bis ein Liebestraum Heloisens, der ihr ganzes Herz erfüllte, zerronnen war.

Eben waren einige Gutsverwalter angekommen, um Bericht zu erstatten; nicht minder aufgeregt als Hugo schritten sie spornklirrend über die Marmorfliesen.

„Sie kommen?“ fragte Hugo den einen mit der überlegenen Miene des vornehmen Mannes.

„Von Schloß Osmannsdorf. Saubere Wirthschaft dort; die Herr Franzosen haben's zum Hauptquartier gemacht. General Vandamme haust dort mit seinem Generalstab; ich habe dem Herrn hier schlimmen Bericht zu erstatten und die Andern auch.“

„Wo liegt Osmannsdorf?“ fragte Hugo.

„Zwischen Glatz und Reisse; der General kann von dort aus den Belagerungstruppen beider Festungen rasch seine Befehle zukommen lassen.“

„Solche Einquartirung kann man im Kriege nicht umgehen.“

„Doch wie hausen diese Offiziere und Ordonnanzen! Alles wird muthwillig zerstört; aus dem Park schlagen sie Brennholz; das Silbergeräth schleppen sie weg, als gehörte es zur Kriegsbeute. Der General Vandamme ist ein brutaler Sanscülotte. O daß wir das Volk mit Mistgabeln und Dreschlegeln aus dem Lande jagen dürften; dort unten wären sie Alle dabei.“

Der Inspector strich sich herausfordernd den Schnurrbart, war aber wenig mit dem Eindruck zufrieden, den seine kräftigen Worte auf den Fremden gemacht. Wie leiser Spott suchte es um die Lippen desselben; dann wandte er dem Beamten verächtlich den Rücken und piffte ein Lied nach einer Melodie, die mit der Marseillaise eine große Aehnlichkeit hatte.

Endlich hörte man Hoßgestampfe im Hof. Hugo ging dem alten Duplassy und seiner Tochter entgegen. Er wurde von Beiden freundlich begrüßt, und Margot, die auch herbeigekommen war, nachdem sie eine elegante Toilette zu ihrer Zufriedenheit beendet, erhielt den Auftrag, ihm ein Zimmer anzuweisen. Sie führte ihn in ein geräumiges Gastzimmer, und das gab Beiden wieder willkommenen Anlaß zum kurzen Austausch leidenschaftlicher Zärtlichkeiten. Als Hugo allein war, bereute er fast die Zugeständnisse, die er dem üppigen Weibe gemacht; er hatte ja Heloise wiedergesehen, und gegenüber der Hoheit dieses Mädchens, das wie eine reine Jugendgöttin erschien, machte Margot doch nur den Eindruck einer Odaliske, deren Platz nur der Schemel zu den Füßen der Gebieterin war. Sa, er mußte sich bekennen, Heloise hatte diesmal noch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als bei dem letzten Besuch; sie erschien ihm im Reittleid größer, stattlicher, noch beherrschender ihr Auge, noch entschlossener der Aug um ihre Lippen. Oder waffnete sie sich nur ihm gegenüber mit diesem hoheitsvollen Wesen? Gleichviel . . er empfand es von Neuem, es waren nicht bloß die Millionen Rübezahls, was ihn zu einem so hartnäckigen Bewerber machte; es war noch mehr das schöne Mädchen selbst, das ihm eine glühende Neigung eingeflößt hatte.

Er konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er zu Tisch gerufen wurde; ihm wurde der Platz zwischen den beiden Damen angewiesen; der Alte saß ihm gegenüber; auch vier Gutsverwalter von den Schlössern in der Ebene

waren zu Tisch gezogen worden. Sie ergingen sich in bitteren Anklagen der französischen Gewaltherrschaft; doch der Schlossherr selbst mahnte zur Ruhe und klagte nur den Krieg an, der das Alles in seinem Gefolge habe. Schlimme Zeiten . . . schlimme Menschen!

Der erhaltenen Weisung getreu, vermied es Hugo, sich in eine Unterhaltung über politische Fragen einzulassen; nur von der Belagerung Breslaus gab er eine lebendige Schilderung mit der Unbefangenheit eines Geschichtschreibers, der, ohne Partei zu ergreifen, nur den Gang der Ereignisse darstellt. Er hatte in Heloise eine andächtige Zuhörerin; doch er war nicht eitel genug, um ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme seiner Erzählungskunst anzurechnen; er wußte sehr wohl, daß sie bei seinen Schilderungen an einen Anderen dachte, welcher die Schrecknisse jener Belagerung mit überstehen mußte.

Nach dem Essen zog sich der Alte in seine Gemächer zurück, wo er die Berichte seiner Beamten entgegennahm. Hugo machte mit Margot und Heloise einen Spaziergang in den Wald. Er hatte dem alten französischen Weine aus Rübezahls Keller tapfer zugesprochen, war bei guter Laune, erregt und muthig, und das neben ihm einher schreitende schöne Mädchen erschien ihm so glückverheißend und glückbringend, daß er sich wie von unwiderstehlicher Leidenschaft zu ihr hingezogen fühlte.

Margot störte so wenig wie möglich; sie blieb weit hinter den Voraus schreitenden zurück; ob schon keine schwärme-

rische Freundin der Frühlingskinder, streifte sie doch über die grünen Waldhänge, um hier und dort Schneeglöckchen und Windröschen zu pflücken, und sie schien eifrig damit beschäftigt, diese Blumen zu einem geschmackvollen Sträußchen zu ordnen.

Heloise und Hugo hatten einen freien Aussichtspunkt erreicht. So weit die Blicke reichten bis zu den Waldhügeln, welche die Aussicht abschlossen, gehörte Alles zum Besitz Rübezahls. Heloise deutete auf ein fernes Schloß, das weißlich aus dunklen Fichten und Tannen hervorschwimmerte; dort hatte sie schöne Tage verlebt, wenn es ihrem Vater einmal gefallen, seinen Horst in der Felsenklucht mit einem sonnigeren Aufenthalt zu vertauschen.

Hugos Phantasie entzündete sich an der Weite und Größe dieses Besitzthums. Wie viele Thäler und Höhen, Wälder und Fluren hatte die liebliche Fee neben ihm mit ihrer zarten Hand zu vergeben! Die Schleppe ihres Hochzeitkleides reichte gleichsam meilenweit über die Lande.

Margots erhobener Zeigefinger war im Gebüsch verschwunden; er konnte den jungen Freiwerber nicht zurückhalten von voreiliger stürmischer Werbung. Alles schien dazu einzuladen, der Sonnenschein, der weit hinaus über den Fluren und Bergen lag, der sanfte Hauch, der mit dem ersten zarten Laub der Birken spielte, das Lied der Vögel im Strauchwerk, und vor Allem das königliche Mädchen, das von dem hohen Felsbalcon hinabsah wie eine Fürstin auf die unterthänigen Lande.

„Darf ich Ihnen ein Geständniß machen, schönes Fräulein?“ begann Hugo plötzlich, und der heiße Athem der Leidenschaft hauchte aus allen seinen Worten.

Heloise blickte erstaunt auf den Beggenossen, der bisher in gleichgültigen Gesprächen neben ihr hergegangen.

„Das Leben hat seine Festtage,“ versetzte Hugo, „und sie lösen uns die Zunge. Ein solcher Tag ist der heutige für mich; das Leben erscheint mir verklärt von hellem Glanz . . . und das Alles wirkt der Zauber Ihrer Nähe!“

Hugo verstand es, geläufig und mit Wärme zu sprechen. Heloise trat indeß befremdet von ihm zurück; aus dem Ton seiner Rede, aus seinen Blicken fühlte sie heraus, daß es sich um ein Geständniß leidenschaftlicher Neigung handle.

„Und soll ich zagen, diesen Zauber an mein Leben zu bannen, daß er es dauernd verkläre? Kann ich ein anderes Gefühl, einen anderen Wunsch hegen? Ich liebe Sie, Heloise, ich muß das entscheidende Wort sprechen . . . wollen Sie die Meinige werden?“

Hugo hatte eine längere Anrede vorbereitet; doch er fürchtete, sich zu verwirren, als er bemerkte, daß Heloise ihm kein günstiges Ohr lieh; darum ging er rasch auf sein Ziel los, mit einem gewissen Todesmuth, und warb ohne Umschweife um ihre Hand.

Heloise war betroffen.

„Sie überraschen mich, Herr von Strahlheim,“ sagte sie, „ich muß mich fassen.“

„Wenn Sie Ihr Herz erst befragen wollen, wenn

mein Wort zu früh kommt für Ihr Empfinden, das noch nicht Rede zu stehen vermag; so gönn' ich Ihnen gern Frist für Ihre Entscheidung. Nur mögen Sie mir inzwischen vergönnen, um Ihre Gunst zu werben mit der ganzen Ausdauer meiner glühenden Leidenschaft."

Heloise stand mit niedergeschlagenen Augen; sie streifte die zarten Blätter eines Birkenzweiges ab, der sich zu ihr herniederneigte. Ihre Herzensgüte flüsterte ihr zu, sie möge jene Frist gewähren und dem Bewerber nicht von Hause aus jede Hoffnung verschließen; doch dagegen erhob sich die Stimme des Gewissens: warum sollte sie trüglische Hoffnungen nähren, sich mehr oder weniger zur Heuchelei verstehen, durch schweigende Duldung den Bewerber er-muthigen, den sie doch nie würde lieben können? Das stand bei ihr fest: Hugo war ihr nicht nur fremd; sein ganzes Wesen hatte etwas Feindseliges, fast Widerwärtiges für sie; daran konnte die Zeit nichts ändern. So gab sie der Wahrheit ihres innersten Gefühls die volle Ehre, indem sie mit festen bestimmten Worten sprach:

"Mich ehrt Ihr Antrag, Herr von Strahlheim, und mich schmerzt es in der That, daß ich undankbar sein muß, gegenüber so gütigem Entgegenkommen; doch das Herz ist ein eigenfönniges Ding. Liebe hört weder auf Wunsch, noch auf Befehl; sie geht ihre eigenen Wege, und wo sie nicht spricht von Anfang, da wird keine Zeit ihr Worte geben. Weshalb sollt' ich eine Entscheidung hinausschieben, die mir klar vor der Seele steht?"

Hugo machte eine abwehrende Bewegung.

„Keine Uebereilung, mein Fräulein! Sie haben Recht, das Herz ist ein eigensinnig Ding; deshalb eben hat es seine Launen. Das Morgen gleicht selten dem Heute; warum über die Zukunft entscheiden nach der Stimmung des Augenblicks?“

„Unsere Naturen, Herr von Strahlheim, sind allzuverschieden und sie ergänzen sich nicht. Freundschaft und Achtung können Brücken bauen über solche Kluft, aber die Liebe kann es nicht. Nennen Sie's eine süße Thorheit... aber sie gebietet unwidersprechlich über uns. Ich kann Ihnen weder mein Wort geben, noch Hoffnung für die Zukunft.“

„Weil Sie einen Anderen lieben,“ versetzte Hugo in leidenschaftlicher Erregung.

„Und wenn es wäre... bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig? Doch wir wollen uns nicht in feindseliger Gesinnung trennen; so wenig Liebe gewährt ja das Leben, daß man dankbar sein muß — unendlich dankbar, wenn sie uns entgegengebracht wird. Und diesen Dank schuld' ich Ihnen.“

Sie streckte bei diesen Worten dem Bewerber ihre Hand entgegen, in welche Hugo indeß nur mit kühler Zurückhaltung die seine legte.

Da trat Margot aus dem Gebüsch... ihre Mienen waren düster... Hugo bemerkte das. Sie warf das Sträußchen, das sie gepfückt hatte, ärgerlich in's Gras

und sprach dann mit Heloise über gleichgültige Dinge, über die Wolken am Himmel, die mit Regen drohten, und den Waldpfad, welcher der Verbesserung bedürftig sei. Hugo hatte sich rasch wieder gefaßt, ließ keine Kränkung, keine Beschämung merken und suchte beim Rückweg, in gleicher Weise wie beim Hinweg, den angenehmen Gesellschafter zu spielen, der verschiedene Gesprächsstoffe mit leichtem Wit und guter Laune streifte; doch im Herzen hegte er bitteren Groll, und wenn sie eine Zeit lang schweigend nebeneinander hergingen, so tauchte in seinem Geiste ein Plan nach dem andern auf, wie er sich des trotzigen Mädchens bemächtigen und sich an ihm rächen könne, wenn es in seinem Trotz beharrte.

Mit Margot hatte er, eh er abreiste, noch eine kurze Unterredung.

„Wie unvorsichtig! Wie hab' ich Dich gewarnt vor solcher Uebereilung! Ich sagte Dir, daß ihr Herz jetzt für einen Andern schlägt, und wenn auch nur in Träumen . . . nichts ist bedenklicher, als ein so gewaltsamer Einbruch in eine Traumwelt.“

„Ich war ungeduldig, ich geb' es zu; doch als sie so vor mir stand in strahlender Schönheit . . .“

„Und ich war einige Schritte von Dir entfernt und pflückte Blumen für Dich . . . und Du konntest mich so vergessen.“

„Es ist ja eine kalte Schönheit, Margot, sie kann die Leidenschaft nicht fesseln; doch es giebt eben Augen-

blicke, wo selbst das Marmorbild ein glühendes Empfinden weckt. Es sind nur Augenblicke."

"Und Du wirfst Dich jetzt," versetzte Margot spöttisch, „lange mit der Erinnerung an einen solchen begnügen müssen. Es ist viel, es ist vielleicht Alles verloren."

"Und so rasch giebt mein Schutzgeist unsere gute Sache auf? Vergißt Du, wie wandelbar das menschliche Herz ist? Gleichen denn die Tage, die Jahre einander? Im Kalender mag sich dieselbe Zahl wiederholen, doch die Freuden- und Todtenfeste des Herzens, des Lebens wechseln alljährlich ihr Datum. Da kommen die Daumenschrauben des Schicksals und erpressen in der Folterkammer ein Ja, das zu sprechen die Lippe sich lange geweigert hat. Ja, ich will sie aus der ruhigen Sicherheit herausrütteln, in der sie so siegsgewiß dahinlebt und mich zu beleidigen wagt; in die empörte Brandung des Lebens will ich sie schleudern, und wir werden ja sehen, ob sie dann meine rettende Hand zurückweist."

"Was sinnst Du?"

"Nur Geduld . . . ich muß mir selbst erst Alles zurecht legen. Mein Vater hat zwar eine tödtliche Waffe in Händen . . . doch sie schafft nur den Ruin des Alten; mir kommt es auf den Besitz der Tochter an. Indes . . . mit dem Alten werden wir vielleicht anfangen müssen; wenn auch in anderer Weise."

"Ist das unsere Bundesgenossenschaft? Soll ich Dir helfen, wenn Du mir Räthsel aufgiebst?"

„Ich wende mich an Dich, wenn es Zeit ist. Jetzt aber verlaß ich dies Schloß, und nur unter günstigen Aspecten will ich's wieder betreten.“

Der Abschied von Margot war etwas kühl; es lag wie ein Reif auf allen seinen Empfindungen, seitdem Heloise sich so entschieden von ihm abgewendet.

Den Alten suchte er in seinen Gemächern auf; dieser trat ihm entgegen, indem er die Thüre zu seinem Geheimcabinet hinter sich schloß. Sein Gewand war mit geheimen Zeichen, dem Löwen und dem Birkel, Sonne und Mond, der Meiwage und der Jakobsleiter bedeckt, und Hugo verspottete im Stillen die magische Hanswurstjacke. Er gab vor, nach Breslau zurückzukehren und nahm Grüße an seinen Vater mit, die ihm der Magier auftrug.

Draußen bei einem Wirthschaftsinspector erkundigte er sich nach der Lage von Osmandorf, wo Baudamme Hof hielt und nach dem nächsten Weg dorthin. Pferd und Wagen hatte er abgelehnt; er wollte zu Fuß durch die Berge wandern. Unter im Städtchen Schmiedeberg setzte er sich in die gelbe Postkalesche, die ihn nach Reisse und zu dem französischen General brachte.

Drittes Capitel.

Ein Rosenkrenzer.

Am Abend dieses Tages saß Heloise neben Margot und dem Vater, welcher eine Zahl alterthümlicher Bände

vor sich aufgestapelt hatte und darin las und blätterte. Auch Heloise legte bisweilen ihre Arbeit bei Seite, um sich die merkwürdigen Ziffern, Figuren und Bilder anzusehen, welche den Einband und die Titelblätter dieser Werke schmückten. Es waren meistens Schriften zur Geschichte der Tempelherrn und der Symbole, Wappen und Devisen der einzelnen Provinzen des Ordens. Da fehlte werde der sich aufbäumende Löwe, noch der Löwe, welcher das Kreuz leckt, noch der Adler und das Roß, das den muthigen Ritter trägt — und Margot flüsterte spöttisch der Freundin in's Ohr, das sei eine ganze Menagerie von Geheimnissen.

„Vater,“ rief Heloise plötzlich, „Du brütest über allen diesen alten Mysterien . . . es ist da gewiß viel Wunderbares und Bedeutsames; aber Du wirst mir verzeihen, wenn auch ich über manches Geheimniß, das in mein eigenes Leben greift, Klarheit gewinnen möchte. Und da liegt mir heute am nächsten eine minder wichtige Frage: wer ist der Vater Hugo's von Strahlheim und seit wann zählt er zu Deinen Freunden?“

„Er war der Beamte jenes Mannes, dem ich mein großes Erbe verdanke,“ versetzte der Alte; „ich habe lange Zeit auf einem Schloß mit ihm gelebt.“

„Und hast Du Verpflichtungen gegen ihn?“ fragte Heloise, welche fürchtete, Hugo's zudringliche Werbung könne sich an alte Abmachungen anlehnen, und die es bemerkte, daß etwas wie eine unheimliche Drohung zuletzt

in seinem Wesen lag, trotz seiner Bemühung, eine leichte gefällige Unterhaltung zu führen.

„Nicht die geringste Verpflichtung! Wir waren alte Bekannte . . . nichts weiter . . . und es ist doch natürlich, daß ich den Sohn freundlich in meinem Schloß aufnehme.“

Heloise schwieg, über ihre Arbeit geneigt; der Alte blätterte in den Folianten; da ergriff Margot das Wort:

„Es ist wohl natürlich, Herr Duplassy, daß Heloise sich auch über andere Dinge orientiren möchte, die sie nahe genug angehen. Nur aus dunklen Andeutungen hat sie dies oder jenes errathen können, was ihre Kindheit und Jugend betrifft; nicht einmal über der eigenen Mutter Leben und Schicksal hat sie sichere Kunde. Sie klettern auf Ihrer Jakobsleiter zu den flammenden Sternen, zu Sonne und Mond und dem ganzen Beleuchtungsapparat der Magier empor; aber das arme Kind lassen Sie im Dunkel tappen.“

„Sie sprechen als Weltdame . . . und diese können bekanntlich kein Geheimniß ertragen, sie müssen Alles aufstöpseln, wie ihre Parfümfläschchen, um damit in den Salons den angenehmsten Wohlgeruch zu verbreiten, den die Klatscherei begierig einsaugt. Haben Sie Respect vor dem Geheimniß; heilig ist das Unergründliche . . . es steht vor der Wiege und hinter dem Grabe. Das ist mächtiger als wir; doch auch wo wir die Macht haben, es zu beherrschen . . . wir sollten es walten lassen ungestört. Das Leben meines Kindes sollte aufblühen in holder Unschuld, sich selbst

genug . . . jeder Tag sollte seine Blumen vor ihm ausschütten, jede Nacht ihm holde Träume mit auf den Weg geben, die aus den sonnigen Tagen erblühen. Wie sollte ich schwere Wolken der Vergangenheit über dies junge arme Leben hinüber führen, die es verdüstern mußten? Sollte ich es hineinstellen in den Zusammenhang einer Weltordnung, die so viel Boshaftes und Schreckliches über uns verhängt? Sollte ich ihr die Erbschaft trauriger Verirrungen und trostloser Geschehnisse übergeben? Wir tragen ja Alle schwer an dem Leben; nicht bloß an dem unsrigen, sondern auch an dem Leben derer, die uns theuer, uns durch Bande des Blutes verknüpft sind. Sollte ich diese Last vermehren durch die Bürde der Vergangenheit? Nein, auch an die Schwelle ihres Lebens stellte ich das Geheimniß, und es hütete mit dem Flammenschwert das Paradies ihrer Jugend."

"Doch Heloise ist kein Kind mehr," versetzte Margot, „morgen ist ihr zwanzigster Geburtstag; sie ist in's Leben getreten; sie könnte leicht über eines jener Räthsel stolpern, die Sie zu lösen versäumen."

"Heloise, warst Du glücklich bisher?" fragte Duplassy.

"Ich war es, Vater! Ich weiß es, daß ich's Dir zu danken habe, und ich dank' es Dir von Herzen!"

"Wohlan . . . es war längst meine Absicht, an Deinem zwanzigsten Geburtstag den Schleier zu lüften, der über meinem Leben, über demjenigen Deiner Mutter schwebt. Die Erinnerungen Deiner Kindheit, die mit der

Weltstadt an der Seine verknüpft sind, werden für Dich einen klaren Zusammenhang gewinnen; aber Dein heit'rer Sinn wird Dir verstört werden, wenn Du jene Welt von Schrecken kennen lernst, deren schweres Gewölk schon über Deine Kindheit niederhing. Auch was ich selbst erlebt, erlitten und gefühlt, soll Dir nicht geheim bleiben."

Bei diesen Worten erhob sich der Alte, begab sich in sein Arbeitszimmer und kehrte mit der Mappe zurück, in welcher sich seine Aufzeichnungen befanden; es war sein Lebenslauf, von Hause aus für die Tochter bestimmt, mit festen klaren Zügen hingeschrieben.

"Es ist mein Geburtstagsgeschenk . . . und ich spreche Dich mündig, indem ich Dir's überreiche. In anderem Lichte wird Dir das Leben erscheinen; Du wirst zum ersten Mal den fahlen Schimmer bemerken, der sein unheimliches Streiflicht in des Lebens glänzende Täuschungen wirft. Dies muthig weiter! Du wirst meiner mit größerer Liebe denken als zuvor, und das wird Dir Ersatz geben für manches Verlorene! Doch mein Geheimniß bleibt Dein Geheimniß und auf immer fremder Neugier verschlossen."

Mit einem Blick auf Margot gab er seiner Tochter das Manuscript, und sie las es durch in den schlummerlosen Stunden der Nacht.

Sein Inhalt aber war folgender:

In einem schlesischen Pfarrhause stand meine Wiege. Noch seh' ich die alten Linden, welche die Bank vor der Thür beschatteten, den urwüchsigem Obstgarten daneben,

wo die Bäume den überflüssigen Segen auf ungepflegtes Gras niederschütteten. Wie oft an schwermüthigen Abenden, die auch der Jugend nicht so fremd sind, wie man gewöhnlich glaubt, hört' ich den dumpfen Fall der Aepfel und Birnen, der für mich etwas unbeschreiblich Trauriges hatte; es war wie das Klopfen einer Todtenuhr; wie viele verfehlte Menschenleben fallen so dumpf in's Gras wie diese Früchte. Desto freundlicher lag vor den Thüren das sonnige Gebreite der Kornfelder, und noch immer seh' ich im Hochsommer meinen Vater auf dem Fußpfade zwischen den winkenden Aehren hindurchschreiten. Er pflegte mit Eifer seine Felder, freute sich der jungen Saat und der reichen Ernte draußen wie drinnen im Kirchspiel, wo er die Samenkörner der Liebe in die Herzen streute. Er stammte aus einer altadeligen Familie; doch schon sein Vater hatte, als er dem geistlichen Amt sich widmete, den Adel abgelegt.

In meines Vaters Bibliothek fanden sich zahlreiche Schriften zur Geschichte der Kirche und der verschiedenen Secten, auch über die Magier aller Zeiten, von jenem Appollonius, der Christi Wunder nachahmte, bis zu den Wunderthaten der neueren Zeit. Mein Vater hatte keinen Sinn für Dichtung und schöne Künste; gleichwohl war seine Phantasie erregbar, und so befriedigte er das geistige Bedürfniß, indem er dem Gang zum Wunderbaren nachgab und Schriften sammelte, in denen darüber berichtet wird. Nicht als ob er ein gläubiger Zünger der Magie gewesen wäre; er verhielt sich durchaus kritisch gegen diese Ueber-

lieferungen; aber er las gern etwas über ungewöhnliche Dinge und Erscheinungen und fühlte sich dann erhoben über das Alltägliche.

Seinem Scharffinn bot es eine willkommene Beschäftigung, die Täuschung zu enthüllen, welche frühere Zeiten geblendet hatte. Ich selbst studirte diese Werke schon, als ich noch im elterlichen Hause meinen ersten Unterricht erhielt; es waren allerdings merkwürdige Bilder und Figuren darin, und das lockte mich noch mehr als die Märtyrerlegenden mit ihren Titelsupfern, die einen grauenhaften Reiz ausübten: diese geschundenen, auf dem Roß gebratenen Heiligen, diese edlen, keuschen Jungfrauen, die den Hekern ihren Leib und dem Himmel ihre Seele gaben. So oft ich später vom Gymnasium der Nachbarstadt nach Hause kam, vertiefte ich mich mit mehr Verstandniß in die Lectüre dieser Schriften, und was darin über das Geheimniß der Goldmacherei, die Verknüpfung der menschlichen Geschicke mit dem Stand der Sterne und die Fernseherei der Seele aufgezeichnet war, vor welcher Raum und Zeit verschwinden, das beschäftigte mein Nachdenken, und zwischen Glauben und Zweifel schwankte ich hin und her. Nicht wie bei meinem Vater vertrug sich das Alles mit christlicher Sägung, die für ihn erhaben stand über diesem Spuk der Geisterseherei, unberührt von ihren Ausschweifungen; bei mir verschmolz das Eine mit dem Andern, und so waren diese Studien eine unglückliche Vorbereitung für die künftige Seelsorge, der ich mich widmen sollte.

Nicht weit von dem Pfarrhause lag ein alter Herrnsitz, ein altergraues, verfallenes Schloß, das den stolzen Namen mit Unrecht führte; denn es war im Grunde nur ein zweistöckiges Wohnhaus, aber aus gewaltigen Quadern erbaut und ein ebenso altersgrauer Thurm, der das Sparrwerk des Daches nur ein wenig überragte, gab ihm ein burgartiges Ansehen. Der dicke Thurm hatte zwei Fenster, die, wenn sie Abends erleuchtet waren, wie Eulenaugen aus Felsgemäuer blickten. Unwirthlich war der ganze Besitz; ein Gestrüpp von wirren Hecken umgab ihn, dazwischen hochstämmige Weiden an einem trägen Bach, der sich unlustig Bahn brach zwischen modernden Stämmen hindurch, an denen seine Wasser sich brachen. Das Gut gehörte einem Edelmann von polnischer Abkunft, dessen Vater sich in Schlesien angekauft hatte, und war der Rest der Besitzthümer, den die schlechte Wirthschaft übrig gelassen! Herr von Lubinski selbst war wenig zu Hause; er trieb sich meistens auf den benachbarten Gütern oder in Polen herum; er spielte, machte Schulden, die er gelegentlich wieder bezahlte, wenn er eine glückliche Hand im Spiel gehabt. Die Landwirthschaft überließ er einem Inspector; seine Aecker hatten einen beträchtlichen Umfang; sie waren durch eine Waldparcelle von dem Herrenhause getrennt; das Vorwerk mit den Wirthschaftsgebäuden lag indeß auf der andern Seite des Waldes. Lubinskis Frau starb im Wochenbett; sie hatte ihm ein Töchterchen, Lodoizka, hinterlassen, das noch in der Wiege lag, als

ich bereits Homer und Virgil, Cicero und Demosthenes auf einmal hinter mir liegen sah und nach der Hauptstadt der Provinz pilgerte, um als Student der Gottesgelahrtheit mich zur Nachfolge im Amte meines Vaters vorzubereiten.

Und das geschah spät genug; einige zwanzig Jahre lagen schon hinter mir; ich war ein Träumer und kein fleißiger Schüler gewesen.

Mein Vater besuchte bisweilen den polnischen Edelmann, und ich begleitete ihn, wenn ich in den Ferien von der Universität nach Hause gekommen war. Natürlich kümmerte sich Lubinski nicht um geistliche Dinge; er war überdies Katholik; doch unterhielt er sich gern über wirtschaftliche Angelegenheiten und sprach darüber mit überlegener Weisheit, obschon er selten einmal über seine Acker ritt. Aus jener Zeit ist mir erinnerlich, daß ich oft das kleine Mädchen mit den tief funkelnden braunen Augen in seinem Kinderwagen hatte sitzen sehen. Einmal sogar hatte ich es beschützt bei der unliebsamen Begegnung mit einem Hofhunde, der sich dem Wägelchen nicht in den wohlwollendsten Absichten genähert hatte. Die Jose schien mit irgend einem Burschen in den Weidenbüschen spazieren zu gehen; ich jagte das bellende Ungethüm fort von dem zarten Kinde und hielt selbst die Wache bei ihm, bis die Jose zu ihrer Pflicht zurückgekehrt war. Oftmals noch sah ich den Kinderwagen allein stehen in den mit Unkraut bewachsenen Gängen des nächsten Gartens und neigte mich

mitleidig über das verlassene Kind, indem ich es liebte und küßte.

In Breslau machte ich inzwischen mein theologisches Examen, bestand es aber nicht, zur großen Kränkung meines Vaters, ohne daß es mir dabei selbst weh um's Herz gewesen wäre; denn so traulich anheimelnd mir stets mein Vaterhaus erscheinen war: im Schatten einer Dorfkirche mein Leben zu verbringen, das entsprach nicht den Wünschen, die mein Innerstes bewegten. Das Jahrhundert des großen Friedrich hatte meinen Sinn auf große Dinge gelenkt; sie zeichneten sich nicht mit voller Klarheit vor meiner Seele ab; doch ich sah, daß etwas Bedeutsames in der Luft liege, was die Menschheit in neue Bahnen lenken werde. Und da wäre mir's ein unerträglicher Zwang gewesen, mich zeitlebens auf das Althergebrachte zu beschränken. Ziellos und unbestimmt war der dunkle Drang in mir; doch ich harrte der Zeichen und Wunder, die mir eine neue Zeit heraufführen sollten. Und mit der Freigeisterei der Menschheitsapostel in Frankreich verschmolz mir unmerklich die geheime Weisheit alter Zeiten, die aus den Göttergräbern der Pyramiden und den Götterwiegen der Votivblumen spricht.

Doch es galt, für das Nächste zu sorgen, und ich nahm eine Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause an. Ich hatte zwei Knaben zu erziehen, die nicht ohne Talent, doch etwas vorwiegend und feck waren. Graf Sternberg selbst war ein älterer Herr, der sich den Tag über damit

beschäftigte, seine Sammlungen von Dosen, schönen Porzellansachen und allerlei Merkwürdigkeiten zu vermehren, und Abends volles Genügen fand, wenn eine Whist- und L'hombrepartie zu Stand kam. Dabei mußte der Gutsverwalter aus-
helfen; denn es kam nur bisweilen dieser oder jener Nachbar zum Besuch. Der Gutsverwalter war selbst ein adliger Herr, der um seinen Besitz und sein Vermögen gekommen war und seine jetzige untergeordnete Stellung schweren Herzens ertrug. Er benahm sich oft aufbrausend und hochfahrend, als wäre er selbst noch Herr und Gebieter, und besann sich erst wieder auf seine demüthige Lebenslage, wenn der Graf und besonders die stolze Gräfin ihn als einen Untergebenen zurechtwiesen. Wie ein in die Zügel knirschendes Roß fügte er sich dann den Sporen und der Peitsche als ein abhängiges Geschöpf, das die anderen mit Glücksgütern Gesegneten ganz in ihrer Gewalt haben. Ich selbst konnte mich bei den Whist- und L'hombrepartien nicht theiligen; ich war mit dem Kartenspielen nicht vertraut und ewig diesen Königen und Damen in die hölzernen Gesichter zu sehen und von ihrer Gunst schnöden Gewinn zu erwerben, hielt ich für einen beschämenden Zeitvertreib.

Die Gräfin war eine noch junge Dame von stattlicher Haltung; sie hatte mich anfangs mit vornehmer Kälte und Gleichgiltigkeit behandelt; ja mir kam es oft vor, als ob sie ein grausames Behagen darin fände, mich wie einen Sklaven mit den Launen der Sultanin zu quälen. Sie wohnte häufig den Unterrichtsstunden bei und gefiel sich

darin, mich in Gegenwart der Kinder zur Ordnung zu rufen, die Fragen, die ich stellte, zu verbessern und wenn ich einmal, ärgerlich über thörichte Antworten, im gereizten Ton sprach, mir dies mit aller Strenge zu verbieten. Dafür begnadigte sie mich insoweit mit ihrer Huld, daß ich des Abends, besonders während der unendlichen L'hombrepartie, wo man sich so spät wie möglich entschloß, die Bêtes in den Kessel zu schreiben, ihr Gesellschaft leisten mußte. Der Spieltisch stand auf der einen Seite des großen Rittersaals, der als Gesellschaftssalon diente; sie saß auf einem Sopha auf der anderen Seite und ich auf einem etwas niedrigeren Sessel neben ihr. Ich mußte ihr erzählen von meiner Lectüre, von den Geheimwissenschaften, die ich nach wie vor studirte, und lieber hätt' ich droben in meiner Mansarde meine Studien fortgesetzt; doch ich war genöthigt, den frommen Knecht Fridolin zu spielen. Die Gräfin fand Gefallen an meinen Erzählungen, aus denen sie wohl nur die wunderbaren Dinge heraushörte, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt; doch ihr strenges Auge leuchtete bisweilen warm und feurig auf, und ihre Mienen verfinsterten sich nur wieder, wenn vom L'hombretisch herüber ein störender Lärm drang, die Parteien sich befehdeten wegen des Spiels, und Matadore, Spadillen und Manillen in einem Hexentanz erregter Worte durcheinander wirbelten.

Ihre Besuche in den Unterrichtsstunden wurden seltener, und wenn sie ihnen beistand, so zeigte sie oft Zustimmung und Einverständniß mit meiner Lehrweise. Und doch bis-

weilen demüthigte sie mich in Gegenwart fremder Gäste; in ihren Augen glänzte indeß nicht blos die Freude böswilligen Stolzes, es lag auch etwas darin wie Mitleid, wie die Bitte um Verzeihung, wenn sie den wollüstigen Triumph genossen, mich vor sich im Staube zu sehen.

Einer der Gäste war ein großer schlesischer Magnat mit unermesslichen Besitzthümern; er war unverheirathet, ob schon er etwa fünfzehn Jahre älter war als ich, und galt für einen Sonderling. Graf Franken war ein Mann von Geist, aber er wußte ihn nicht zu bethätigen. Die Verwaltung seiner Güter langweilte ihn; der Umgang mit seinen Nachbarn hatte für ihn nur den einen Reiz, daß er wegen seiner Reichthümer als ein Wesen höherer Art verehrt wurde. Graf Sternberg war sein nächster Vetter, und an ihn fiel der ganze ausgedehnte Besitz, wenn er ohne Testament starb und ohne vorher eine Ehe geschlossen zu haben. Natürlich wurde er im Schloß Sternberg mit der liebevollsten Pietät empfangen; man breitete überall gleichsam Teppiche aus, wo sein Fuß wandelte; doch er war an solche Huldigungen gewöhnt, und sie machten weiter keinen Eindruck auf ihn. Nur eine Befürchtung hegten die Erben: er könne sein Herz an irgend eine Schönheit verlieren und einen Ehebund schließen. Ueberwachen konnte man ihn nicht, denn er war viel auf Reisen, in Paris, Wien, Petersburg; nicht ohne Herzklopfen sah man stets seiner Wiederkehr entgegen; man fürchtete, er werde eine Herrin heimführen in sein Schloß; doch er kam stets zurück,

wie er fortgegangen, als ein einsamer Mann, der sich wenig um die Mädchen und Frauen kümmerte und sich kaum die Mühe gab, galant gegen sie zu sein. Er wußte ja doch, daß er in seinem goldenen Netze so viele fangen konnte, wie er wollte; denn auch stolze Tugenden werden von Millionen geblendet, und es giebt eine so imponirende Fülle der Glücksgüter, daß sie den spröden Widerstand entwaffnet.

Bei einem seiner Besuche trat ich dem Grafen Franken näher: unser Schloßherr hatte einen bösen Anfall von Gicht und konnte das Haus nicht verlassen, und so wurde mir die Aufgabe, den Gast bei seinen Spaziergängen im Park und der nächsten Umgegend zu begleiten. Ich that dies mit aller schuldigen Ehrerbietung und wollte nur die bescheidene Stelle eines Cicerone bekleiden; doch der Graf verwickelte mich in ein ernstes Gespräch, an dem ich mich mit wachsender Lebhaftigkeit betheiligte. Ich überzeugte mich bald davon, daß er keiner jener Grundherrschaften war, die außer der Sorge für ihren Besitz und ihr Vermögen höchstens noch den Freuden der Jagd und gelegentlich hohem Spiele huldigen. Er war in der Lage, dies ohne Gewissensbisse zu thun; doch seine Neigungen waren ernsteren Dingen zugewendet. Ich sah mir ihn näher an, als er so im Gespräch neben mir herging. Er war keiner jener Riesen, wie man sie oft als Herrn schlesischer Güter sieht, auf welche die Potsdamer Garde mit Reid blicken muß: er war von mittlerer Gestalt; seine Züge hatten etwas

Düsteres, Schwermüthiges; aus den tiefliegenden Augen blickte eine über den Geheimnissen des Lebens brütende Seele, und um die Mundwinkel zuckte etwas wie ein leiser Hohn über die Erbärmlichkeit der Welt.

Als wir an einer Pagode im Park vorübergingen, kam das Gespräch auf den fernen Orient, den großen Osten, in welchem die Sonne der Menschheit aufgegangen. Graf Franken zeigte sich zu meiner Ueberraschung wohlbewandert in der Lehre der Buddhisten, der so viele Millionen huldigen, an den großen Strömen von Nord- und Hinterindien, auf dem von den höchsten Gebirgen der Erde überragten Hochland von Tibet, in den Flußniederungen des riesigen Ameisenstaates der Chinesen: das war mein Fahrwasser. Bald kamen wir auch auf den Geheimcultus zu sprechen, der sich mit seiner Räthselsprache immer weiter von Osten nach Westen ausgebreitet. Der Graf schien erstaunt über meine Kenntnisse auf diesem Gebiete; ich wußte auf alle seine Fragen Antwort zu geben, und er fragte mit unermüdlicher Wißbegier. Zehn bis zwölfmal schritten wir die lange Kastanienallee des Parkes auf und nieder; uns kümmerte nicht der sich erhebende Sturm, der die Zweige mit den Blüthenkerzen schüttelte und aus den Wipfelkronen stattliche Aeste brach; nicht das Regengewölk, das, immer tiefer niederhängend, uns durchnäßte und mit einem Wetterguß drohte; erst als die Lakaien uns baten, zu Tisch zu kommen, kehrten wir in's Schloß zurück.

Der Graf verlängerte seinen Aufenthalt um einige

Tage zur großen Freude des Schloßherrn und seiner Gattin, die sich dadurch geschmeichelt fühlten; ich täuschte mich aber nicht, wenn ich annahm, daß er nur um meinetwillen länger blieb. Er suchte jede Gelegenheit auf, unser Gespräch fortzusetzen; er war dann in hohem Grade angeregt, ja aufgereggt; er hatte, wie es schien, für sein Leben auf einmal einen neuen Inhalt gefunden. Er besuchte mich selbst in meinem bescheidenen Stübchen, musterte meine Bücher, notirte sich die Titel und ließ sich wieder Auskunft ertheilen über eine Reihe jener geheimnißvollen Forscher, welche über die Naturgewalten und das Menschenschicksal so eigenartige Offenbarungen verkündet.

Nach diesem Besuche des Grafen Franken war ich in der Achtung der Familie ausnehmend gestiegen; ich wurde nicht bloß als Hausgenosse, sondern auch als Familien-genosse betrachtet; man traute mir einen Einfluß auf den Grafen zu, den sich das Haus Sternberg gelegentlich zu Nutzen machen konnte. Im Benehmen der Gräfin gegen mich aber bemerkte ich eine gänzliche Umwandlung; wie gebrochen war ihr Stolz; der Ton, in dem sie mit mir sprach, wurde immer vertraulicher; es schien anfangs der Ton der Mutter zu sein, welche dem Lehrer ihrer Kinder ein achtungsvolles Vertrauen entgegenbringt, statt der bisherigen huldvollen Herablassung; doch allmählig wurde der Ton wärmer, glühender; vielfagende Blicke begleiteten diese Gespräche; sie machte mir zuletzt Bekenntnisse über die innere Unbefriedigung ihrer Ehe. Jede Gelegenheit ergriff sie,

um allein mit mir zu sprechen: die Erziehung der Kinder, um die sich der Gatte allerdings nicht bekümmerte, gab stets den Vorwand dazu. Wenn im großen Saal das L'hombrespiel Abends auf's eifrigste betrieben wurde und der Lärm der Spieler in dem akustisch gebauten Saal so laut ertönte, daß die Stukkaturengel am Plafond und die Caryatiden in den Saalwinkeln mit lautem Echo mit einzustimmen schienen, da zuckte sie die Achseln, und bisweilen winkte sie mir dann, mit ihr in das an den Saal anstoßende offene Cabinet zu treten, das durch eine bunte Ampel traumselig beleuchtet war. Und dann sprach sie wie in Träumen von ihrem inneren Leben, mit welchem ihre äußeren Schicksale so wenig gemein hatten; sie sprach wie eine Somnambule; es war nicht der gewöhnliche Ton des Gesprächs, es war der gehobene Ton visionärer Enthüllungen.

Und jetzt erst bemerkte ich, wie schön die Gräfin war. Ihre stolze Zurückhaltung hatten ihren Zügen einen strengen Ausdruck, ihrem ganzen Wesen etwas ablehnend Fremdes gegeben. Das Alles war jetzt anders geworden, nachdem ihr Stolz dahingeschmolzen; die Eisesdecke war gesprengt, und ein blühendes Leben keimte und knospete darunter hervor. Es giebt viele Töchter des Adels, deren anerzogener Stolz sie mit spröder Unberührbarkeit umgiebt, so daß es als ein Wagniß erscheint, an die weiblichen Reize zu denken, die in diesem Banne gefesselt liegen. So ging mir's bis dahin mit der Gräfin; jetzt verwandelte sich die gestrenge Schloßdame auf einmal in eine verlockende, üppige Schönheit;

ich sah, wie ihre tief dunklen Augen Feuer sprühten und wie eine verführerischer Hauch von Hingebung sie umschwebte, wenn sie, auf dem Polster des Sophas lehnend, mir gleichsam vorträumte, was ihr Herz bewegte.

Bisweilen lud sie mich ein, mit ihr durch den Park zu gehen; als Ehrenwache begleitete uns der eine oder der andere Knabe, der sich meist bald durch die Schmetterlingsjagd auf die Wiesen und hinter die Büsche locken ließ. Da war sie nicht so träumerisch wie Abends im Cabinet; sie hatte etwas Frisches, Freudiges, Unternehmungslustiges, als wollte sie hinaus in die Welt . . . und wie ich mir jetzt schon im Stillen sagen mußte . . . an meiner Seite.

Eines Tages ließ sie mich in aller Frühe zu sich rufen; ich hatte dem ältesten Knaben ein ungünstiges Zeugniß ausstellen müssen, besonders in den Sprachen; sie hatte sich die Hefte desselben geben lassen und sie durchstudirt. Sie lagen aufgethürmt auf dem Toilettentisch ihres Boudoirs und machten einen ernüchternden, an die Schulbank erinnernden Eindruck, mitten in dem Glanz dieser eleganten Möbel und Teppiche und der hundert flimmernden Nichtigkeiten, mit denen die Laune einer Frau ihre nächste Umgebung auszuschnücken liebt. Die Gräfin war in einem reizenden Negligée, und ihr üppiges Gelock wallte auf den Nacken hernieder.

Und nun nahm sie ein Heft nach dem andern und bewies mir, daß ich zu streng gewesen in meinen Correctionen, ja bisweilen Unrecht hatte. Wir gingen zusammen

die Heste durch, der Hauch ihres Athems streifte mich; ihr duftiges Gelock berührte mich, die ganze Gluth ihres Wesens erfaßte mich, und da war mir's plötzlich, als flüsterte sie mir etwas in's Ohr, leise Worte, die mich aber im Innersten erbeben machten. „Zehn Fehler, zwölf Fehler“, rief ich mechanisch aus, krampfhaft die Heste aufblättern und auf die rothen Striche zeigend; doch ich fühlte mich von ihrem Arm umschlungen, ihre Lippen brannten auf den meinen. Einen Augenblick kostete ich diesen Wonnerausch: dann floh ich vor meinem Glück und reichte noch an demselben Tage dem gichtbrüchigen Schloßherrn meine Entlassung ein. Er wunderte sich um so mehr, als er nicht begriff, warum ich so plötzlich meiner Lehrerstellung müde geworden; denn einen andern Grund wußte ich für mein Gesuch nicht anzuführen; die Gräfin aber warf mir Blicke glühenden Hasses zu. Ich erklärte, zu meinem Vater, zu meinen Studien zurückkehren zu wollen. Der alte Graf rief mich zu sich; ich fand ihn in seinem Lehnstuhl sitzen, vor sich auf dem Tisch Porzellanboxen mit allerlei Bildern, die er prüfend in der Hand hielt; er begrüßte mich freundlich, indem er eine nach der andern fortlegte und wieder aufnahm, sich an den blumenstreuenden Amoretten, den buntbebänderten Schäferinnen, den wechselnden Farben, dem Blau des Nankingporzellans, dem rosigen Fleischroth und schönen Purpurroth der einzelnen Bilder erfreute. Darüber hinweg warf er gelegentlich einen Blick auf mich und bat mich freundlich, da

ich von meiner Arbeit übermüdet sei, noch einige Wochen hier ohne jede Thätigkeit als sein Gast mich auszuruhen; doch ich mußte auch dies ablehnen, gerührt von der Herzensgüte des alten Grafen, die für mich so verhängnißvoll hätte werden können.

Der Zufall fügte es, daß gerade an diesem Tage Graf Franken wieder zum Besuch kam und zwar mit der Absicht, mich mit sich fortzuführen: er hatte den Plan gefaßt, große Reisen zu unternehmen, und mich außersehen als Begleiter. Nichts konnte mir in diesem Augenblick willkommener sein; er ersparte mir alle weiteren Auseinandersetzungen; die Gräfin mußte ihre feindseligen Gefühle nieder kämpfen; sie wußte ja, daß ich als Vertrauter des Grafen ihrer Familie viel schaden konnte, wenn ich ihn zu einer Heirath überredete oder ihn bestimmte, ein Testament zu machen.

Graf Franken war noch herzlicher gegen mich, als das letzte Mal; er vertraute mir, daß er sich in großer Verlegenheit befinde. Gerade jetzt, wo er eine vielleicht mehrjährige Reise unternehmen wolle, sei sein Wirthschaftsdirector gestorben, und er dürfe kaum hoffen, einen gleich zuverlässigen Beamten wiederzufinden. Ich konnte ihm den Herrn von Strahlheim, der die Güter des Grafen von Sternberg jahrelang zur vollsten Zufriedenheit desselben bewirthschaftet hatte, warm empfehlen; ich gönnte dem fleißigen und tüchtigen Mann die glänzende Stellung; es that mir leid, den Grafen Sternberg eines treuen Dieners

zu berauben; doch fand sich dafür leichter Ersatz, als Franken ihn für einen so überaus verantwortlichen Beamten finden konnte. Um den einflußreichen Verwandten, von dem sie soviel erhofften, sich gefällig zu erweisen, machten Graf und Gräfin Sternberg keine Schwierigkeiten und entließen sogleich ihren Beamten. Graf Franken kehrte auf seinen Stammsitz Ottmansdorf mit mir und Strahlheim zurück, hoch erfreut über so raschen Erfolg und über die Aussicht, jetzt seine Abreise beschleunigen zu können, nachdem er einen neuen Beamten in die Wirthschaft eingeführt, mit ihm die Dörfer und Schlösser, Acker und Wälder des großen Besitzthums durchritten, die Bücher des Oberamtmanns mit ihm controllirt und durchgegangen und ihn in die Grundsätze seiner Wirthschaftsführung eingeweiht hatte.

Wir reisten mit einem fast fürstlichen Gefolge, einem Haushofmeister, einem Finanzsecretär — und sonstigen Beamten und eine große Zahl von Lakaien begleitete den Grafen. In München nahmen wir zunächst einen längeren Aufenthalt; ich wußte, daß hier der Hauptsitz der Orden war, welche an der Neugestaltung der Welt arbeiteten. Die Rosenkreuzer hatten Seden aufgefördert, der sich ihnen anzuschließen wünsche, der es ernstlich und herzlich mit ihnen meine, in einer Denkschrift ihnen seinen Namen und seine Gesinnung zu offenbaren; es würde dann einer von ihnen mündlich oder schriftlich mit ihm in Beziehung treten. Ich folgte dieser Aufforderung und fand bald den gewünschten Ge-

nossen. Es dauerte nicht lange, so waren ich und der Graf in den Orden der Rosenkreuzer aufgenommen worden. Man mag noch so sehr über die Geheimnisse der Orden spotten; es giebt dennoch einen geheimen Cultus aller hochstrebenden Geister, der für die von blöden Vorurtheilen erfüllte Menge unzugänglich ist. Und Zeichen und Symbole hat jeder Glaube . . . es kommt nur auf das rechte Verständniß an. Was soll ich von dem Gebäude Sancti Spiritus erzählen, in welchem der Leichnam des Bruders Rosenkreuz in einem Grabgewölbe entdeckt worden war, in seiner Hand das auf Pergament mit Gold geschriebene Buch, genannt L, welches der kostbarste Schatz des Ordens geworden? Das Gewölbe, in welchem der Orden sich oft versammelte, hatte sieben Seiten und Ecken und war von einer künstlichen Sonne erleuchtet. Die Decke des Gewölbes war der Himmel, die Seiten bildeten den Mond, der Boden das Pflaster. Himmel und Pflaster sind nach den sieben Seiten in Triangel, jede Seite ist in zehn Quadrate abgetheilt, mit Figuren und Sentenzen, die dem Novizen erklärt werden. Jede Seite hatte eine Thüre zu einem Kasten, worin verschiedene Dinge lagen, namentlich die geheimen Ordensbücher mit dem Wörterbuch des Theophrastus Paracelsus, Spiegel, Glöcklein und andere sinnbildlich bedeutsame Gegenstände.

Doch wozu die Geheimnisse ausplaudern, die ja nur im Zusammenhang mit der ganzen Lehre sich dem Verständniß erschließen? Es giebt Vieles darunter, was als

helle Thorheit erscheint, wie die Kunst der Goldmacherei. Mit Unrecht . . . die gesteigerte Macht des Menschen über die Natur ist ein hohes Ziel der Menschheit, und sie feiert ihren Triumph, wenn sie das schändliche Metall, das so vielen Uebels Quell, durch geschickte Mischungen zu bereiten versteht. Ist es erst Gemeingut geworden, so ist sein Zauber vernichtet. Und das Geheimniß hätte der Orden nicht bewahrt; er hätte es preisgegeben zum Heile der Menschheit. Freilich, der Begehrlichen giebt's genug, die sich dem Orden zuwenden aus niedriger Gier, glänzenden Gewinn einzuheimsen. Wir selbst haben das als Nebensache stets geringgeschätzt; aussterben aber wird die Goldmacherei nie; auch außerhalb des Ordens nicht; man wird statt des Goldes Papier dazu nehmen, wie ja Sohn Law gethan, im Anfang des Jahrhunderts, um die Gewinnsucht der Menschen zu befriedigen.

Doch hinter dem Kreise von Sinnbildern, der das Geheimniß hütet, steht die leuchtende Wahrheit der Gleichgesinnten, welche das Glück der Menschheit zu fördern, das menschliche Elend zu mildern suchen, unbekümmert um die herrschenden Meinungen, und Alles, was da draußen in der Welt feste Gestalt genommen in ehrfurchtgebietenden Einrichtungen, von denen der Geist der Brüder nichts weiß.

Und hier traf ich dann gleichgesinnte Freunde und schloß einen Bund für's Leben, und auch der Graf fühlte sich befriedigter als je.

Dann traten wir unsere Wanderschaft an; wir suchten die geheime Weisheit auf, die so alt ist wie die Welt; wir suchten sie auf im Nilland, in den Pyramiden Egyptens, im träumerreichen Stromlande der Chaldäer, in den Buddhathempeln Ceylons; ja, noch weiter über's Meer zogen wir und durchstreiften Kambodja, das Land bedeutsamer Riesenbauten, das bisher noch keines Europäers Fuß betreten. Da wir die alten Sprachen der Denkmäler und Urkunden und Religionschriften erlernen mußten, so vergingen Jahre auf diesen Wanderungen. Die außerordentlichen Reichthümer des Grafen machten es uns möglich, alle Hindernisse zu überwinden, und erleichterten uns die Beschwerden der Wanderschaft in fernen umwegsamten Gegenden. Dort an der Wiege der abendländischen Weisheit, die im großen Orient steht, verlernten wir fast die fiebernde Unruhe Europas, und große Gedanken und Empfindungen, wie sie ruhiger Beschaulichkeit aufgehen, mitten in der majestätischen Stille erhabener Natur, zogen durch unsere Seele. In dieser Einsamkeit des Lebens und Gemeinschaft des Denkens wurde ich dem Grafen auf's innigste befreundet; es war eine Seelenbrüderschaft, mit unserem Herzblut besiegelt.

Nach dem Verlauf mehrerer Jahre kehrten wir nach Europa zurück, wo uns Alles anfangs fremd und klein vor kam, gegenüber den Riesenmaßen, mit denen wir zu messen gewöhnt waren. Graf Franken begab sich auf seine Güter zurück; ich begleitete ihn, um meinen Vater

wieder aufzusuchen; doch nach herzlichem Wiedersehen und nachdem ich einige schöne idyllische Tage im Vaterhause verlebt hatte, begab ich mich wieder nach München, um für unsern Orden zu wirken. Der Graf war damit einverstanden und kam oft auf längere Zeit zum Besuch herüber in die bayerische Hauptstadt, wo er im Kreise der Gleichgesinnten Erbauung und Anregung fand. Ich war eines der angesehensten Mitglieder des Ordens geworden und in die höheren Grade hinaufgerückt. Als Ritter mit der rothen Feder nahm ich die führende Stellung im Orden ein. Ich setzte meine Studien über das graue Alterthum fort und konnte, was meine Kenntnisse betrifft, mit allen Sachgelehrten wetteifern.

Einige Jahre waren so vergangen; da wurde die Wirksamkeit des Ordens durch ein Machtgebot unterbrochen. Kurfürst Theodor von Bayern, unter der Herrschaft der Jesuiten stehend, verbot alle Ordensgemeinschaften in seinen Landen, wo sie den festesten Fuß gefaßt, und verbannte ihre Mitglieder. Ich wurde davon auf's härteste betroffen; denn meine Seele hing an dem Orden, und innigste Freundschaft verband mich mit seinen hervorragendsten Genossen. Diese erwarteten keine Förderung mehr auf deutschem Boden und beschloßen, sich nach Paris zu begeben; nach jenem Frankreich, wo ein neues Evangelium der Menschenrechte gepredigt wurde. Ich konnte als des Ordens Großmeister mich nicht von ihnen trennen; es wäre mir das auch unmöglich gewesen; denn der Verkehr

mit ihnen war mir unabweisliches Herzensbedürfniß. Doch eh ich ihnen nach Paris folgte, macht' ich noch einen Besuch in meiner Heimat, der für mich von weitreichenden Folgen werden sollte.

Viertes Capitel.

Liebe und Flucht.

Ich fand meinen Vater als Subelsenior mit dem Silberhaare noch immer frisch und rüstig, obschon er bereits ein Alter erreicht hatte, das zu erreichen den wenigsten Sterblichen beschieden ist. Zwar hatte er einen jungen Pfarrsubstituten an seiner Seite, der ihm einen Theil der Lasten seines Amtes abnahm; doch an hohen Fest- und Feiertagen und auch an manchem Sonntag erschien er noch immer auf der Kanzel, und noch immer erbaute seine Predigt, wenn auch sein Organ schwächer geworden war, die Gemeinde. Es freute ihn, von mir zu hören, was ich auf den Reisen in fernen Welttheilen gesehen, erlebt, studirt; die Geheimnisse meines Ordens durfte ich ihm freilich nicht offenbaren, aber von jener Weisheitskeimen, welche wie die Saatkörner in der Hand der Mumien nach Jahrtausenden zur Ernte reifen, durfte ich mit ihm sprechen, und er lauschte mir mit andächtigem Ohr.

Doch wenn ich mich der geistigen Frische erfreute, mit welcher der alte Herr meine Mittheilungen aufnahm, so schwierige Fragen des Welträthsels sie oft betrafen, so be-

merkte ich doch, daß ihn daneben eine Marotte beherrschte, die ich nur auf seine Alterschwäche zurückführen konnte. Er ging bisweilen hinauf in die Mansarde, deren eine Wand mit einem saubergezeichneten und bemalten Stammbaum unserer Familie bedeckt war, und vertiefte sich in den Anblick dieser heraldischen Verästelungen; er wollte, wenn er sich vom geistlichen Amte zurückzog, den Edelmann spielen, eine Grille, die ihn fortwährend beschäftigte und mit der Nothwendigkeit auslöschnte, allmählich den höchsten Lebensjahren Rechnung zu tragen. Es kam dazu, daß ich ja nicht den geistlichen Stand gewählt hatte und meine freie Lebensstellung, meine Freundschaft mit hohen Aristokraten sich vollkommen mit dem Adel vertrug. Doch es war des Vaters persönliche Eitelkeit, die den Ausschlag gab; seine Amtsbrüder, denen er aus seinen Absichten kein Geheim machte, verspotteten ihn, doch vergebens. Er kam um die Erlaubniß ein, den nachgewiesenen Adel fortführen zu dürfen, was ihm bei der un widersprechlichen Beweiskraft seiner Urkunden nicht ver sagt werden konnte. Ein kleines Vermögen setzte ihn in den Stand, sich ein Besitzthum zu kaufen, wo er seinen Neigungen zu landwirthschaftlicher Thätigkeit nachgehen konnte, denen er ja auch in seinem geistlichen Amte gehuldigt. Und nun wollte er als frommer Edelmann, ebenbürtig den Genossen auf den Nachbargütern, den Boden bauen; ein silberhaariger Achtziger, frei von jedem Dienst, und wenn es auch der Dienst der Kirche war. Ich verhielt mich gleichgültig gegen diesen fast in den Grabhügel ein-

gepflanzten Stammbaum und ahnte nicht, daß des Vaters Grille mir selbst nach einiger Zeit sehr zu gute kommen sollte.

Eines Tages ging ich im benachbarten Walde spazieren; da mußte ich ausweichen auf dem schmalen Pfad, weil ein schäumender Rappen durch das knirschende Gezweig einherbrauste; ich trat in den Schatten der Birken am Wege und erblickte in der Reiterin ein blutjunges Mädchen mit feurigen Augen im reizenden Oval des Gesichtes, baren Hauptes, mit fliegendem Gelock; den Hut an den Sattel festgebunden. Sie bemerkte mich wohl und sagte zu mir mit freundlichem Lächeln: „Pardon! mein Rappe ist etwas ungestüm“ — und wie ein vorüberfliegendes Traumgebild war sie verschwunden. In der That ein Traumgebild — denn es tauchte ein dunkles Erinnern in meiner Seele auf, als hätte ich das Gesicht schon einmal gesehen: ich blätterte das Album meiner Jugendbilder durch und war sehr verdrossen, daß ich die rechte Seite nicht finden konnte. Und doch hatte ich das Gefühl, daß ein ähnliches Bild, das sich auf einmal mit frischen Farben schmückte, in meiner Seele feststand. Da kam es über mich wie blitzartige Erleuchtung: das war ja das Gesicht des kleinen Kindes, das ich hier im Walde verlassen in seinem Wägelchen gesehen; das waren dieselben braunen, feurig blühenden Augen, das war dasselbe rosige Gesichtchen; das war die kleine Lodoiska Lubenski, die jetzt herangewachsen war zu einem stattlichen, schönen Mädchen. Einst hatte ich

sie vor dem Hofhund beschäftigt, jetzt mußte ich selbst ihrem wilden Hölzlein aus dem Wege gehen.

Raum nach Hause gekommen, bestürmte ich meinen Vater mit Fragen über seine Nachbarn. Von Herrn von Lubenski war bisher nur gelegentlich die Rede gewesen; jetzt erfuhr ich, daß derselbe, meist leidend, an das Zimmer und den Lehnstuhl gebannt sei. Durch eine ansehnliche Erbschaft hatten sich in der Zwischenzeit seine Verhältnisse einmal wesentlich gebessert; doch sein Leichtsinn und seine Leidenschaft für's Spiel hatten im Laufe der Jahre den Gewinn, den ihm die Erbschaft gebracht, wieder aufgezehrt. Die alte Burg lag noch immer wie ein Eulenhorst im Walde; von Mauern und Thurm bröckelte Stein auf Stein. Der alte Lubenski hatte nur noch einen berechtigten Wunsch: die Versorgung seiner Tochter. Er hatte sich in seiner Verwandtschaft umgesehen und einen vermögenden polnischen Vetter zum Eidam erkoren. Derselbe war schon längere Zeit bei ihm zum Besuch; um seine Güter kümmerte er sich so wenig, wie sich Lubenski um die seinigen kümmerte. Dafür hatte Herr von Szeminski einige noble Passionen: er war ein großer Jäger vor dem Herrn, und man sah ihn oft mit der Jagdflinte durch die Wälder schweifen. Wildreich war das Gehölz allerdings nicht, welches im Besitz des Veters war, und Nimrod mußte sich damit begnügen, gelegentlich einigen Eichhäzchen die Schwänze abzuschießen, wenn er nicht einmal das Glück hatte, unter einen aufflatternden Rebhühnerschwarm zu feuern, wobei er

sich unverzagt auch auf fremdes Gebiet wagte. Noch größer war seine Passion für's Spiel, und er pflegte mit seinem Better zu hazardiren, da sich selten ein größerer Kreis zusammenfand. Vor Allem aber sprach er der Flasche mit Leidenschaft zu, und der älteste Ungarwein verschwand aus dem Keller Lubenskis mit zauberhafter Geschwindigkeit. Doch fühlte der Gast sich verpflichtet, Ersatz zu schaffen, und eines schönen Tages kam eine schwer beladene Fuhre an, die er von seinem eigenen Gut in Polen herbestellt hatte und welche eine reiche Auswahl aus den Schätzen seines eigenen Kellers zum Succurs herbeibrachte. Er richtete sich offenbar auf einen längeren Aufenthalt ein, dessen Absicht nur die Hochzeit sein konnte.

Diese Mittheilungen erregten mich in ungewöhnlicher Weise; das holde, reizende Geschöpf, das wie ein feenhaftes Traumgebild mir im Walde begegnet war, sollte einem Wüstling geopfert werden? Alles in mir empörte sich dagegen; ich ruhte nicht eher, bis mein Vater sich wieder entschloß, einen Besuch auf dem einsamen Herrensitz zu machen, wobei ich ihn, wie früher so oft in meiner Jugend, begleitete. Ich wollte mich selbst überzeugen, wie sich die Verhältnisse dieser wüsten Wirthschaft gestaltet hatten; vor Allem aber empfand ich eine wahre Sehnsucht, das holde Wesen wiederzusehen. Der Substitut meines Vaters schloß sich uns an. Dieser Herr Serges war ein junger, blühender Mann; die Theologie war ihm bisher sehr gut bekommen; er hatte ein paar lüsterne

Augen und ein feines diplomatisches Lächeln spielte um seine Lippen.

Das alte Waldnest machte einen noch trostloseren Eindruck als früher. Wo eine Umzäunung war, da fehlten gewiß einzelne Stakete, und die Thiere des Waldes hatten freien Zutritt; auch die Hecken waren überall durchbrochen und Niemand dachte daran, diese Breschen wieder auszufüllen. Auch die Schiefern des Thurmdaches wiesen bedenkliche Lücken auf. Die alte Uhr oben hatte nur einen Stundenzeiger, der sich hin und wieder in Bewegung setzte, wenn es Jemandem gefiel, die Uhr aufzuziehen; der Minutenzeiger war seit Jahren invalid geworden; doch man kümmerte sich im alten Schloß kaum um die Stunden, viel weniger um die Minuten. Dicht vor dem Haupteingang war auf einem wild wachsenden Rasenplatz Wäsche zum Trocknen aufgehängt, und der Flur im unteren Geschloß war mit Qualm erfüllt, der aus der rauchenden Küche kam. Das war gewiß Alles wenig gastlich und einladend, und ich konnte mir eine Fee wohl unter den rauschenden Wipfeln und unter den Blumen eines Waldes denken, aber nicht in einem zerbröckelnden, verräucherten Schloß, das einer verwahrlosten Räuberherberge zum Verwechseln ähnlich sah. Gleichwohl blieb das reizende Mädchen, wie ich mich bald überzeugen sollte, unberührt von der ganzen mißfarbigen Umgebung; sauber und schmuck trat sie in den Salon, wo ihre Erscheinung auf mich denselben Eindruck machte, wie vorher im Walde; ich war wie vom Zauber der Schönheit

gebannt. Nur etwas störte mich bei näherer Betrachtung: das reizende Mädchen hatte sich etwas zu sehr mit Schmuck überladen; goldene Armbänder, Perlenhalsketten; wozu dies Alles in so schlichter Häuslichkeit? Freilich, der Salon und die Zimmer des ersten Stockes zeigten auch einen Prunk, der in das haufällige Gebäude nicht passen wollte; elegante Rocomöbel, Fauteuils, Canapeusen, aber Alles dicht an einander gestellt, wie auf einem Jahrmarkt. Und doch... wenn Lodoiska sich auf einen dieser prächtigen Lehnstühle setzte, so hatte sie ganz das Air einer Prinzessin; wenn auch nicht einer von Versailles, so doch der Heldin eines Zaubermärchens.

Da fehlte ja auch das Ungethüm nicht, welches sie in seinem Bann hielt; da saß der aufgedunsene polnische Wetter vor einer Batterie von Weinflaschen, die er ungehört auf dem Salontisch aufgepflanzt hatte. Sein rothglühendes Gesicht sprach dafür, daß die leeren Flaschen vor Allem sein Werk waren. Er schmunzelte vergnügt, als Lodoiska eintrat, und streckte ihr seine fleischige Rechte entgegen, noch eh das Mädchen Muße fand, die Gäste zu begrüßen. Mich erkannte sie indeß gleich und bat nochmals um Entschuldigung, daß sie meinen Weg in so ungestümer Weise gekreuzt hatte.

Das Gespräch wurde lebhafter: ich erzählte von meinen Reisen und fand andächtige Zuhörer. Lodoiska besonders unterbrach mich oft durch wißbegierige Fragen, die ich sogleich beantwortete. Wenn ich von meinen Aben-

teuern mit wilden Thieren erzählte, von meinen Kämpfen mit den Räubern der indischen Wildniß, so lauschte sie hochglühend mit athemloser Spannung. Ich konnte nicht umhin an Desdemona zu denken, wie sie auf Othellos Erzählungen lauscht. So weit es Löwen und Tiger, Schlangen und Elephanten betraf, fand ich auch in Herrn von Szeminski ein dankbares Publikum; er verrieth seinen Antheil schon dadurch, daß er sich immer von Neuem einschenkte. Sobald ich aber das Thierreich verließ, um von den Sitten und dem Glauben der Völker des Ostens zu erzählen, erlahmte seine Theilnahme; sein müdes Haupt mit der Glaze sank auf das Sophasissen, und nur ein lautes Schnarchen verrieth noch seine Anwesenheit.

Sehr ungläubig benahm sich bei meinen Erzählungen Herr Serges, der Kaplan; er verzog seine Lippen oft zu einem spöttischen Lächeln, welches andeuten sollte, daß er allen Grund habe, die Wahrheit meiner Berichte zu bezweifeln; ja ich bemerkte sogar einmal, daß er mit den Achseln zuckte, wobei er Lodoiska verständnißvoll ansah, als suche er in ihr einen Genossen seiner Zweifel; es schien ihn zu verdrießen, daß er sie nicht aus ihrer gespannt aufmerkenden Haltung zu bringen vermochte. Bisweilen äußerte er laut mit höhnischem Ton seine Bedenken und gab dabei zu verstehen, daß meine Abenteuer mit denjenigen Münchhausens eine auffallende Aehnlichkeit hätten. Er kümmerte sich wenig darum, daß er meinen Vater gegen sich aufbringen konnte, wenn er so scharf mit mir in's

Gericht ging; dieser hatte für alle derartige Zwischenbemerkungen keine Ohren.

Es schien mir, als ob Lodoiska in einer Pause meiner Erzählung Herrn Serges zur Rede setzte; nur gefiel mir nicht der fast vertrauliche Ton dieser Zurechtweisung; doch ich entschuldigte dies mit der polnischen Sitte, die beim Verkehr mit der Herrenwelt größere Ungenirttheit erlaubt. Wie lebhaft unterhielt sie sich dann mit mir; es lag ein echt mädchenhafter Zauber in Allem, was sie sprach; ihre feurigen Augen funkelten mir dabei gleichsam in's Herz hinein, und sie wurde nicht müde, immer neue Fragen an mich zu stellen. Die beiden polnischen Herrn rüsteten sich dann zu einem kleinen Pharaospiel, und da auf die Männer von der Kirche dabei nicht gerechnet werden konnte, so suchten sie mich als Dritten anzuwerben. Als Philosoph rechnete ich solche Glücksspiele zu den gleichgültigen Dingen; als ein von Lodoiskas Schönheit entzückter Verehrer wollte ich mich bei dem Schloßherrn beliebt, womöglich unentbehrlich machen, um recht oft unter seinem Dache weilen zu können: so zögerte ich nicht, mich an dem Pharaospiel zu betheiligen. Mein Vater und Serges hatten inzwischen, am Fenster sitzend, ein wissenschaftliches Gespräch über den wahren Glauben. Serges wurde sehr lebhaft, mein Vater immer stiller, bis er sanft einschlummert war. Der Substitut stand auf, ging ein paarmal im Salon auf und ab, ein weltliches Liedchen trällernd, und verließ dann das Zimmer.

Herr von Lubenski hatte kein Glück im Spiel; die

Karten schlugen so ungünstig für ihn auf, daß er in die größte Aufregung versetzt wurde; eine Art von Krampf- und Ohnmachtsanfall war die Folge. Ich eilte, die Tochter die sich entfernt hatte, um für die Wirthschaft zu sorgen, zu Hülfe zu rufen. Unten, wo ich das Dienstpersonal in Bewegung setzte, war sie nicht zu finden; ich eilte in den Thurm hinauf, um dort an die Thür zu klopfen; ich fand dieselben offen, und da stand Herr Serges im traulichen Gespräch mit ihr. Sie flog sogleich die Treppe herunter zu ihren Vater; der Substitut aber meinte achjelsuckend, dergleichen komme öfter vor, und es lohne sich nicht, im Hause solchen Alarm zu machen; er war aufgebracht darüber, daß ich sein Rendezvous gestört hatte. Der Hausherr erholte sich bald; Szimenski brachte ihn zu Bett: ich war leider! der Räuber, der ihn seines Geldes beraubt hatte, und fühlte die Verpflichtung, ihm so bald wie möglich Revanche zu geben.

Ich besinne mich so genau auf die kleinen Ereignisse dieses Tages, weil er für mein ganzes Leben entscheidend wurde. Die wüthende Eifersucht, die ich gegen Serges hegte, bewies mir erst, wie leidenschaftlich ich Lodoiska liebte, und diese Liebe selbst war ein Hohn auf die geheime Weisheit, als deren obersten Inhaber ich mich betrachten durfte. Ich war ein Mann in vorgerückten Jahren und liebte ein Mädchen, wie nur ein schwärmerischer Jüngling es lieben konnte; das Mädchen war nach dem Willen des Vaters als die Verlobte seines Freundes zu betrachten und stand

überdies im heimlichen Einverständniß mit einem jungen Mann. Und trotz dem Allen hatte ich keinen anderen Gedanken, keinen anderen Wunsch, als diese Lodoiska mein nennen zu können, mein für's Leben!

Wer begreift das menschliche Herz, das so allen Verstand, alle durch das Leben gereifte Einsicht Lügen straft? Wohl gab es eine Lösung für dies Räthsel: mehr als vierzig Jahre lagen hinter mir, und ich hatte noch nie geliebt. Die Frauen des Morgenlandes hatten mich gleichgiltig gelassen; ich hatte keine Sakuntala unter ihnen gesehen, und diese wandelnden Mumien hatten keinen Reiz für mich; es war ja eine wie die andere und hinter ihren Schleiern verbarg sich ja nichts, was die Seele an die Seele fesseln konnte; es war nur der gemeinsame und deshalb gemeine Reiz der Weiblichkeit. Im Abendlande aber hatten mir meine Studien nicht Zeit gelassen, den Frauen zu huldigen, und als ein überraschendes Wunder war keine in mein Leben getreten; das aber war jetzt geschehen und hatte alle meine Sinne, mein Denken und Empfinden bis zu vollständiger Verblendung erfüllt. Es war als ob die aufgesparte Kraft der Empfindung nun auf einmal ihren ganzen Ueberfluß über mich ausströmte und für eine Entsagung von Jahrzehnten mich schadlos halten wollte. Das Pharao=spiel kam mir sehr zu statten: ich konnte den Gutanachbarn besuchen, so oft ich wollte und war drüben immer willkommen. Weder mein Vater, noch Serges begleiteten mich; ich fand oft genug Gelegenheit, mich mit Lodoiska zu unter=

halten; in den Pausen des Spiels ging ich im Garten mit ihr spazieren; sie hatte aufgeschlossenen Sinn für Alles; ihr schelmisch reizendes Wesen fesselte mich stets auf's Neue und steigerte meine Leidenschaft um so mehr, als ich zu bemerken glaubte, daß auch ich ihr nicht gleichgiltig war. Ich durfte mich zwar nicht rühmen, ein schöner Mann zu sein; aber ich besaß Kraft und Feuer, und ich wäre ein schlechter Magier gewesen, wenn ich nicht über einen, die Seelen beherrschenden Zauber geboten hätte. Gerade das Geheimniß, das mich umgab und in dessen Schleier ich mich hier, ich muß es leider! sagen, mit einer gewissen herausfordernden Koketterie hüllte, hatte für das junge Mädchen etwas Verlockendes.

Gleich bei einem der ersten Besuche begegnete mir Serges im Walde; er schien düster und niedergeschlagen und vergaß, das spöttische Lächeln auf seine Lippen zu heften; in der Ferne hörte ich den Hufschlag des durch die Zweige raschelnden Rößleins; ein dumpfes Gefühl preßte mir das Herz zusammen; doch gerade diesmal empfing mich Lodoïska so liebenswürdig wie nie zuvor und ich dachte, nicht mehr der vorausgehenden Begegnung; auch habe ich seitdem Serges nie mehr auf dem Schloß getroffen, nie mehr hatte er meine Pfade gekreuzt. Sie ritt mir öfter entgegen, wenn sie wußte, daß ich zur Spielpartie kam; dann stieg sie vom Pferd ab, das sie am Zügel führte, und wir wandelten zusammen über die Waldwege. Daß ich sie leidenschaftlich liebte, konnte ihr längst kein Geheimniß mehr

sein; ich gestand ihr dies bei einem unserer Waldspaziergänge, und ich durfte einen Kuß auf ihre Lippen drücken; sie sprach es aus, daß sie mich anfangs bewundert habe, daß jetzt aber ihr Herz mir gehöre. Ich war überglücklich! Sie zog mich ganz in's Vertrauen; sie bekannte mir, daß sie Szeminski nicht lieben könne; sie habe nur ein Gefühl des Widerwillens gegen diesen Trunkenbold; ihr Vater aber bereite Alles zur Hochzeit vor, sie müsse fort . . . fort um jeden Preis.

„Und Serges?“ fragte ich. Ein verächtliches Zucken ihrer Lippen war die Antwort; nicht nach diesem sollte ich fragen; das sei ein Zudringlicher, der keiner wahren Liebe fähig sei.

Immer inniger wurden unsere Beziehungen, immer fester mein Entschluß, Lodoiska auf immer an mich zu knüpfen; doch aussichtslos war es, bei dem Vater um ihre Hand zu werben; er hatte keinen anderen Gedanken, als in dem reichen Szeminski seinen Schwiegersohn zu sehen; ich solle meinen Zaubermantel nehmen, sagte sie oft scherzend, und uns durch die Lüfte forttragen lassen, oder ich solle das Schloß verzaubern und alle Einwohner desselben in einen magnetischen Schlaf versetzen.

Der Termin für die Hochzeit war bestimmt; es war der Johannisstag; doch Lodoiska war fest entschlossen, diesen Sommernachts Traum nicht durchzuträumen. Sie hatte wegen ihrer Ausstattung Besorgungen im Nachbarstädtchen und da sie in allen wirthschaftlichen Dingen freie Hand hatte, so

konnte sie ihr Reisegepäck unter dem Vorwand in die Stadt schmuggeln: es handle sich noch um die Nähtereien, die schleunigst besorgt werden müßten. Ich nahm von meinem Vater Abschied und begab mich in das Städtchen, um mit mir zusammen Extrapost zu nehmen; daß wir wenigstens die nächsten Stationen so rasch wie möglich hinter uns ließen. Dann wollten wir mit Fuhrgelegenheit einen Seitenweg einschlagen, um etwaige Verfolger irrezuführen und darauf in der gelben Kalesche das Ziel unserer Reise, Paris, zu erreichen suchen.

Es war an einem prachtvollen Juniabend, als ich im Städtchen eintraf; der Abschied von meinem Vater war rührend und ergreifend gewesen; ich dachte seines hohen Alters und wußte, daß ich ihm neuen Kummer bereiten würde; denn einverstanden konnte er nie mit meinem Vorgehen sein. Und so war ich unter dem sternfunkelnden Himmel in trübe Betrachtungen versunken. Ich hatte Extrapost bestellt und ging vor dem Postgebäude in banger Erwartung auf und ab, ob Lodoiska eintreffen werde.

Sie kam mit einer neuen Ladung Reisegepäck; ihre muntere Laune stimmte wenig zu meinen melancholischen Betrachtungen; sie konnte sich nicht darüber zufrieden geben, welche Augen der Glaskopf Szeminski machen werde, wenn er erführe, daß er die Hochzeit ohne Braut machen solle. Ihr Vater werde sich trösten; er habe ja jetzt nur für sich allein zu sorgen, und sie zweifle nicht, daß er seine Einwilligung zu ihrer Ehe geben werde, wenn an der Thatsache

selbst sich nichts mehr ändern lasse. Mit Rührung erzählte sie nur von dem Abschied, den sie von ihrem Rößlein genommen; wie traurig es gewiehet, und wie schwermüthig es sie angesehen, als es das letzte Stück Zucker aus ihrer Hand gefressen. Während der Postknecht die Pferde anschirrte, saß ich auf der Bank vor dem Postgebäude; Lodoiska wartete, um jeden Verdacht zu vermeiden, in der Passagierstube. Mich beunruhigte eine dunkle, trotz des warmen Suniabends in den Mantel gehüllte Gestalt, die am Ziehbrunnen des kleinen Marktplazes auf und abging; ich hatte schon einige Schritte nach dem Brunnen hin gethan, als mir einfiel, daß das erst Verdacht erregen könne, und ich setzte mich wieder auf die Bank unter dem preussischen Adler hin.

Inzwischen schmetterte das Posthorn lustig; eine offene, mit einem Schimmel bespannte Chaise fuhr vor; der Postillon lud das Gepäck auf und schnallte es hinten am Wagen fest; dann ließ er wieder das Horn ertönen; ich eilte in die Passagierstube und holte Lodoiska heraus. Raum saßen wir im Wagen, so nahte sich der Mann im Mantel, schlug ihn zurück und wünschte uns mit einer Freundlichkeit, die mir etwas Höhnisches zu haben schien, indem er den Hut tiefer abzog, als nöthig gewesen wäre, eine glückliche Reise.

Ich erschrak, denn ich erkannte Serges.

Lodoiska blieb ruhig; „er wird nicht plaudern!“ sagte sie, und die Kasse zogen an, und der Wagen rasselte über das holprige Pflaster. Sturmschnell ging es von dannen.

Ich dachte über die Worte Lodoiskas nach; es fiel mir ein, daß Serges in den letzten Tagen fast immer vom Hause abwesend war, und auch Lodoiska war mehrfach in der Stadt gewesen, um, wie sie meinte, den Vater daran zu gewöhnen. Da sie stets pünktlich zurückgekehrt, konnte er nicht befürchten, daß sie einmal nicht wiederkehren werde. Doch wozu sollte ich darüber nachdenken? Mir gehörte ja das schöne Mädchen; ich durfte es an das Herz drücken im Licht der Sterne und des Mondes, während die Nachtigallen in den Wäldern sangen, durch welche wir im Sturm dahinflogen. Einer freien und schönen Zukunft ging's entgegen, in die Weltstadt, wo ein Geisterfrühling sich regte, der die Eisschollen des langen Winters, unter dem die Menschheit seufzte, zu lösen versprach.

Fünftes Capitel.

Im Reich der Guillotine.

In Paris angekommen, suchte ich zunächst meine Münchener Freunde auf; sie hatten hier alsbald die Loge neu gegründet, und auch zahlreiche Pariser waren derselben beigetreten. Die Bestrebungen unseres Ordens wurden indes gerade damals durch das Auftreten eines Mannes gekreuzt, der sich in mißliche Händel verwickelte, während er sich mit einem geheimen Nimbus zu umgeben wußte. Es war Tagliostro, und sein Auftreten zeigte uns die Achillesferse unserer Bestrebungen. Die Thüre unseres Ordens

war nicht fest genug geschlossen, um nicht dem gemeinen Betrug den Zutritt zu gestatten. Die Taschenspielereien einer geistlosen Magie lockten das Publikum an, und es lag ihm nahe, in uns Allen nur Taschenspieler zu sehen. Wir, die wir die höheren Ziele der Menschheit verfolgten, sahen uns bloßgestellt und mit Schwindlern in eine Linie gerückt. Um so strenger wahrten wir die Geheimnisse unseres Ordens, während wir uns noch an die Gleichgesinnten angeschlossen, welche außerhalb desselben die gleichen Tendenzen verfolgten. Und die ganze Zeit drängte ja auf eine Wiedergeburt der Menschheit hin.

Lodoiska hatte inzwischen an ihren Vater geschrieben und um seinen Segen und seine Zustimmung zu unserer Ehe gebeten. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: sie war günstig und entsprach unseren Wünschen. Der alte Lubenski war mit Szeminski heftig zusammen gerathen, noch am Abend von Ludoiskas Flucht, und hatte diesen des Betrugs im Pharaospiel beschuldigt. Es kam zu hitzigen Austritten, wobei die Ungarweinflaschen in Scherben geschlagen wurden. Als Ludoiskas Flucht bekannt wurde, wüthete Szeminski im Zustand höchster Aufregung und des höchsten Mauthes: er zertrümmerte die Meubles im Salon, und Lubenski vermochte nur mit Hülfe seines Gefindes sich des Rasenden zu erwehren und ihn zum Hause hinauswerfen zu lassen. Er kam indeß wieder mit einer Fuhre, holte sich seinen Wein aus dem Keller und schied mit der Drohung, das Gulenneß ausheben zu wollen, da

er die meisten Hypotheken auf demselben besitze. Vater Dubenski schrieb indeß, daß er einen guten Käufer gefunden, das Gut verkauft, sich selbst aber das eine Vorwerk vorbehalten habe, wo er mit dem Erlös des Kaufgeldes sorgenfrei leben könne. Er sei zufrieden, daß für seine Tochter gesorgt sei, ohne daß er Zuschüsse zu geben bräuche. So mit dem väterlichen Segen ausgerüstet, konnten wir den Bund für's Leben schließen. Wir wurden in einer kleinen Kapelle getraut. Lodoiska war ein liebenswürdiges und zärtliches Weib; sie hatte nur den einen Fehler grenzenloser Neugier und bot Alles auf, hinter die Geheimnisse unseres Ordens zu kommen; es verstimmte sie, daß ich dieselben mit aller Strenge wahrte.

Um jene Zeit wurde uns ein großes Glück beschieden: unsere Heloise ward geboren. Der Lärm der unruhigen Hauptstadt tönte zu uns herüber; mir aber war so feierlich, so träumerisch zu Muth; ich sah aus dem Fenster unserer Wohnung hinüber nach der Seine und der in Abendglut leuchtenden Landschaft, und unter den Wipfeln des bois de Boulogne schritt ich in andächtiger Stimmung dahin. Fast vergaß ich die Bewegung der Geister draußen, im Banne des stillen Glückes, das ich empfand, wenn ich mein Kind mit dem süßen Lächeln und den sanften Augen in meinen Armen hielt.

Einige Jahre vergingen so; wir lebten in einer Villa in Neuilly. Inzwischen war die französische Revolution ausgebrochen; die Mitglieder unseres Ordens begrüßten sie

mit Freuden, als wäre der Morgen einer schönern Zeit emporgestiegen. Wir begaben uns nicht auf die Straße unter die Volksmassen; wir gingen nicht in die Klubs und predigten nicht vor den Leuten; wir wahrten die Vornehmheit der Wissenden und harrten der Frucht, welche die Stürme der Zeit abschütteln würden vom Baume des Lebens, um sie dann in unserem Garten zum Heil der Menschheit keimen zu lassen. Doch besuchten mich viele der Männer, die eine Rolle spielten: Camille Desmoulins, der unter den Bäumen des Palais Royal sich mit der Tricolore geschmückt, mit seiner reizenden Lucile, auch der athletische pothenarbigte Danton, der meiner Frau Entsetzen einflößte, und Maximilian Robespierre, den sie wegen der Sauberkeit, mit der er seine Taubenflügelfrisur und sein Sabot hielt, als einen *petit-maître* betrachtete, ohne sich weiter um die Gedanken zu bekümmern, die wie Raubvögel in seinem Kopfe horsteten; diese Männer sahen wir später bisweilen bei uns, bis sie in den Vordergrund der Bewegung traten und zu harmlosen Besuchen keine Zeit mehr fanden.

Unter den Besuchern unserer einsamen Villa befanden sich zwei von sehr verschiedenartigem Charakter, von denen der eine meine ganze Sympathie gewonnen, während der andere sich bei Lodoiska ausnehmend einzuschmeicheln wußte. Der Erstere war Baron Anacharsis Clootz, ein Preuße, wie ich, aber schon seit seiner Jugend in Paris heimisch, ein reicher Mann, dabei ein Schwärmer für's Himmelreich,

in welches die Reichen ja sonst so wenig kommen sollen, wie ein Kameel durch ein Nadelöhr geht. Freilich, er schwärmte für das Himmelreich auf Erden, für das Glück der Menschheit, deren Apostel und Prediger er sich nannte. Es war ein Mann von Geist und Humor, von welchem bei seiner maßlosen Schwärmerei noch ein Rest übrig geblieben; aber der innerste Kern seiner Bestrebungen war den Geheimnissen unseres Ordens nicht fremd. Einige Mitglieder desselben betheiligten sich bei der großen Deputation des Menschengeschlechtes, welche Clooz in den Reitsaal der Tuileries vor die Schranken der Nationalversammlung führte. Es war da Echtes und Falsches gemischt: unter diesen beturbanten Türken, schnaubbärtigen Polen, sternkundigen Chaldäern, Spaniern und Schweden befand sich mancher Franzose, der die Maske machte. Clooz an der Spitze dieser Abgesandten hielt eine begeisterte Rede, in welcher er den Männern, welche die Wiedergeburt des französischen Staates in's Werk gesetzt, den Dank der Menschheit aussprach. Ich war mit dieser theatralischen Inszenirung eines schönen Gedankens nicht einverstanden; aber die Versammlung klatschte Beifall und gewährte der Deputation die Ehre der Sitzung.

Clooz hatte große Reisen gemacht wie ich; er war ein gewandter geistreicher Erzähler; nur wenn er auf seinen Lieblingsplan, seine ausschweifenden Ideen kam, da gerieth er in eine Ekstase, daß er fast den Eindruck eines Irrsinnigen machte. Von unserem Orden dachte er nicht gering,

doch er weigerte sich, ihm beizutreten; die ganze Menschheit müsse sich jetzt unter dem Zeichen des Rosenkreuzes versammeln; es sei die Zeit gekommen, wo alle Geheimnisse offenbar würden.

Lodoïska fand den vielgereiften Anacharsis wegen seines weltmännischen Schliffes nicht unangenehm; er konnte bisweilen sich als einen galanten Herrn des ancien régime geben; auch hielt er selbst zur Zeit, als die Sansculotten das Ruder führten, immer auf saubere Kleidung, wie guten Schnitt, ganz wie Robespierre, der später sein gefährlichster Gegner wurde. Doch für die begeisterten Ergüsse des Propheten hatte Lodoïska wenig Sinn; wie ihr überhaupt die Welt der Gedanken und des Geistes verschlossen war. Ich mußte dies zu meinem großen Bedauern erkennen und die Hoffnung, sie für ein höheres Streben zu erziehen, gänzlich aufgeben. Wenn das Gespräch sich solchen Fragen zuwandte, da verließ sie bald das Zimmer, um sich mit wirthschaftlichen Angelegenheiten zu beschäftigen oder nach dem Kinde zu sehen. Sie warnte mich bisweilen wohlmeinend vor den verstandlosen Hirngespinnsten des preussischen Barons, und mit dem Finger auf die Stirn deutend, verrieth sie mir ihre Ueberzeugung, daß derselbe nicht mehr die vollen geistigen Fähigkeiten besitze.

Dagegen war ihr unser andere Gast, Barrère, überaus willkommen, so oft er bei uns eintrat — und das mochte ihn darüber trösten, daß ich selbst mich nicht mit ihm zu verständigen vermochte; denn dies war eine ge-

schmeidige Advocatennatur, von seltener Fähigkeit, Wahres und Falsches ineinanderschillern zu lassen, Alles von zwei Seiten anzusehen und für jede Seite das beredte und schlagende Wort zu finden. Und so gelang es ihm später unter den Schreckensmännern, deren Erbarmungslosigkeit er vollständig theilte, eine hervorragende Rolle zu spielen, ohne eine Spur jenes Fanatismus zu besitzen, der die Ausschreitungen der anderen blutdürstigen Machthaber entschuldigen konnte. Lodoiska aber fühlte sich gefesselt durch seine feinen Manieren, seinen Esprit und, wie ich leider bekennen muß, durch seine Frivolität; er hatte etwas von einem Abbé am Hofe Ludwigs XV. und streute seine verzußerten etwas giftig gefärbten Bonmots mit Grazie aus. Mir schien es, als ob er Lodoiskas Herz, wenn nicht mir, doch meinen Bestrebungen entfremde, für die er, bei scheinbarer Anerkennung, doch stets ein spöttisches Lächeln geistiger Ueberlegenheit in Bereitschaft hatte. Und wenn ich mich mit Clootz, dem er stets aus dem Wege ging, in ein ernstes Gespräch vertiefte, scherzte er mit Lodoiska draußen im Garten; ihr fröhliches Lachen drang zu uns herein, und wenn ich an's Fenster trat, so bemerkte ich, wie er unsere Blumenbeete plünderte, meiner Frau Rosen auf den Weg streute und ihr Sträußchen wand, ein süßer Zeitvertreib für einen der Richter, welche das Todesurtheil über den gefangenen König sprachen; doch er hatte ja auch die schönsten Redeblumen für die blutigsten Thaten zur Hand; mit Recht nannte man diesen Barrère den Anakreon der Guillotine.

Immer heftiger gingen die Wellen der Revolution; im allgemeinem Schiffbruch gingen zuerst die Mächtigsten zu Grunde; dann aber wurden auch die Geringeren von dem tosenden Meer verschlungen. Partei wüthete gegen Partei; der Schrecken war die Losung, der Tod unter dem Messer der Guillotine ein alltägliches Sterben geworden. Das Hohenprießterthum der Menschlichkeit, für das ich zeitlebens gewirkt, war in den Staub getreten; ich trauerte darum, und Zweifel erfaßten mein Herz, ob unter dem ehernen Schritt so unerbittlicher Gewaltthat die Keime eines neuen Lebens aufsprießen könnten. Unser Orden mußte in dieser Zeit seine Pforten schließen, denn das heimtückische Gesetz der Verdächtigen hätte uns alsbald vor das Revolutionstribunal geführt. Ich lebte mit Frau und Kind in Neuilly, als wär' ich fern von dem Parißer Feuerherd, der fortwährend Flammen und Asche in die Lüfte spie; doch erfuhr ich Alles, was vorging durch die Zeitungen und von meinen beiden Hausfreunden. Barrère, freilich, kam nur selten; seine Stirn war bisweilen umdüstert, seine Augen tiefliegend; er stand ja mitten im Kampf, wo es täglich Tod und Leben galt; und suchte er Zerstreuung, so konnten sie ihm für die Orgien des Schreckens neue andere Orgien bieten, von denen sein Landhaus in Ellich zu erzählen wußte. Er wurde mir immer unheimlicher; ich merkte oft, wie er auf Lodoïska feurige, verzehrende Blicke warf. Sie war noch schöner geworden, als früher, und sie wußte es. Wenn drüben die Sturmglocken läuteten,

welche die Parteien gegen einander zu den Waffen riefen, dann schien dies in ihr ein Feuer der Leidenschaft zu entfachen; es war wie ein Alarm, der ihre Sinne, ihr ganzes Wesen ergriff; es war ein leidenschaftlicher Zug in ihrer Natur, und ich hatte die beängstigende Empfindung, daß diese Leidenschaft über alle Schranken hinauslodern könnte. Da war mir dieser Barrère ein gefahrdrohender Gast; denn eine voller aufgeblühte Rose, als jetzt Lodoiska war, hätte sich dieser Wüstling nicht an die Brust stecken können.

Defter als Barrère kam Clooz zu mir; doch auch unsere Wege gingen auseinander; er hatte sich ganz in das wilde Treiben der Hauptstadt gestürzt, war ein Mitglied des Jakobinerklubs geworden und erschien bei mir nie anders, als mit der rothen Mütze geschmückt. Er gehörte nicht zu den blutlehzenden Tigern der Schreckensherrschaft; aber er hielt es für thöricht, dem zermalgenden Rad in die Speichen zu fallen; denn es werde von einer höheren Macht zum Heil der Menschheit im Schwung gesetzt. Er selbst sann indeß über friedliche Thaten, mit denen er den blutigen Gang der Ereignisse unterbrechen und der neu-geschaffenen Geisteswelt einen Markstein für alle Zeiten setzen könnte. In Gemeinschaft mit dem einflußreichen Chaumette, dem Syndikus der Pariser Gemeinde, hatte er ein Fest eronnen, welches den neuen Glauben der Menschheit einweihen sollte; ein Fest der Vernunft, die allein an den Altären als die Gesetzgeberin der Welt und Führerin der Menschheit verehrt werden solle. Und damit diese

Vernunft nicht als leeres Hirngespinnst mit den andern verwechselt werde, die in den Köpfen der Menge spuken, sollte sie eine Art von Menschwerdung feiern und ein schönes Weib auf den Altar gestellt, in einem Festzug umhergeführt, mit jubelnden Gesängen und begeisterten Reden als die Göttin gefeiert werden.

Ein Cultus der Vernunft war ja auch der innerste Kern unserer Geheimlehre; aber ich machte Clooß darauf aufmerksam, daß ein schönes Weib durchaus nicht geeignet sei, die Vernunft in ihrer eigenen Erscheinung darzustellen. Nicht nur seien die Weiber oft unvernünftig genug in ihrem Thun und Treiben; auch ihre Schönheit erwecke oft die süße Unvernunft, und in die Begeisterung für dieselbe mische sich eine fremdartige Trübheit, die nichts gemein habe mit dem Geist, der die Welt begreifen und bewundern will. Er aber meinte, sie brauchten für den neuen Glauben eine irdische Madonna; der Zauber, den die katholische Kirche auf die Gemüther ausgeübt, beruhe auf dem Cultus der Madonna, die verklärte Frau sei die große Heilige des Mittelalters. Ich ließ mich bereden, mehreren Sitzungen der neuen Religionsstifter beizuwohnen, in der Hoffnung, sie in eine andere Bahn zu lenken; doch war diese Hoffnung trügerlich; sie hielten fest an ihrem Plan und wollten mit einer glänzend ausgestaffirten Marrethei, die an die mittelalterlichen Felsfeste erinnerte, die Kirchen entweihen. Der Bischof von Paris versprach, seinen Glauben abzuschwören und sich öffentlich am Altar zum Priester der Vernunft

zu erklären . . . was vermöchte mein Widerspruch dagegen? Clootz achtete denselben so wenig, daß er eine zeitlang sein Auge sogar auf Lodoiska geworfen hatte, die er wegen ihrer Schönheit für würdig hielt, die Rolle der Göttin durchzuführen. Er hatte meine Frau sogar dafür zu begeistern gewußt. Diese war eitel genug sich den Triumph zu gönnen, der in solcher Schaustellung ihrer Reize vor allem Volke lag; doch ich protestirte auf's Entschiedenste dagegen, und auch Clootz überzeugte ich, daß eine verheirathete Frau mit einem Kinde nicht die neue Madonna spielen könne; auch bei dieser ruhe der Nachdruck auf ihrer himmlischen Jungfräulichkeit, und nur eine Jungfrau könne die göttliche Vernunft in ihrer selbstgenugsamen, nicht vom Irdischen beherrschten Würde darstellen.

Und das Fest hatte seinen Verlauf unter dem Jubel des Volkes — welchen Thorheiten hätte das Pariser Volk nicht zugejubelt! Die schöne Schauspielerin, welche die Göttin darstellte, verwandelte die Kirche und den Nationalconvent in ein Theater; überall wurde sie mit Jubel begrüßt; man sang Hymnen ihr zu Ehren; Blumen streuten die Mädchen auf ihre Pfade; so unvernünftig war Paris nie gewesen, wie am hohen Festtage der Göttin der Vernunft. Auch an kirchenschändendem Spectakel fehlte es nicht, und der Rausch dieses Festes schien den Dienst der syrischen Göttin zu erneuern. Doch die Folgen dieses Rausches sollten nicht ausbleiben. Schon als Barrère uns am nächsten Tag besuchte, bemerkte ich, daß ein Wetter

im Anzuge sei und daß die Machthaber des Wohlfahrtsausschusses über diesen neuen Götzendienst entrüstet seien. Gener Barrère selbst mit seinem unverwüßlichen diplomatischen Lächeln und seinem nichtsachtenden Spott kritisirte die neue Gottheit vom profansten Standpunkte aus; er fand an der Schönheit des Fräuleins Maillard, da sie doch einmal als fleischgewordene Statue auf dem Altar stand, allerlei auszusetzen und bewunderte nur ihr olympisches Lächeln, das sie stundenlang auf ihre Lippen geheftet, mitten im Tumult der Menge. Lodoiska war mit dem feinen Spott unseres Freundes nicht einverstanden; sie war entzückt von dem Zauberfest, welches die Schattenwelt des blutigen Paris auf einmal in ein freudenvolles Elysium verwandelt hatte. Doch Barrère meinte, der Charonsnachen werde wieder mehr Gäste bekommen, und der Obolus für den Fährmann, der in blutbefleckten Köpfen bestehe, werde wieder reichlicher ausfallen. Robespierre sei entrüstet über die Maskerade, die von der Pariser Gemeinde im Einverständniß mit einigen Fremden veranstaltet worden; er sei mißgestimmt über jeden Erfolg, der nicht von ihm ausgehe, und werde die Macher der neuen göttlichen Komödie schon beim Schopfe fassen.

Es war der letzte Besuch Barrères bei uns; wir waren befremdet über sein Fortbleiben. Desto häufiger erschien Clooz, der sich mit seiner Göttin wie ein Religionsstifter vorkam, dem gegenüber Mahomet mit seinen Houris tief in den Schatten treten mußte. Clooz hatte sich in

einen Siegesrausch hineingeträumt, wobei er ganz übersah, daß seine Göttin für Frankreich nur eine Eintagsfliege gewesen und jenen Novembertag nicht lange überlebt hat, an dem sie ihre Herrlichkeit vor allem Volk zur Schau gestellt. Clootz glaubte zwar an ihre Wiederaufstehung, doch die trüben Wintertage, in denen der Schrecken unbittlicher als je wüthete und Robespierre bereits seinen Widerwillen gegen jenen Cultus verrieth, belehrten den Redner des Menschengeschlechts, daß die bunte Seifenblase seines Cultus schon wieder geplatzt sei.

Eines Tages kam er außer sich zu uns: Robespierre, der den Jakobinerclub reinigte, hatte ihn aus dem Club ausgestoßen; er hatte sein Mißtrauen gegen alle Fremde ausgesprochen, ihn einen preussischen Baron genannt, der hunderttausend Livres Rente besitze; er fordere zur Befreiung des Menschengeschlechtes und damit nur zu immer neuen Kriegen auf; das müsse alle Völker gegen Frankreich erbittern. „Solche Worte“, rief der Baron in höchster Entrüstung, „aus dem Munde dieses kläglichen Tugendhelden, der mit seinen Phrasen aus Rousseau ein ganzes Volk beherrschen will, aus dem Munde dieses giftig angelauenen Robespierre, der vor Neid und Ehrgeiz bersten möchte, dieses geistlosen und gedankenarmen Tyrannen, der die Menge besticht durch die brutale Verständlichkeit seiner Losungsworte.“

Doch wie sehr sich der Baron ereifern mochte; innerlich zitterte er vor Robespierres Macht und fürchtete,

daß ihm dieser den Proceß machen werde, auf dieselben Beschuldigungen, um deren willen er ihn aus dem Jakobinerclub ausgestoßen hatte. Er wurde nachdenklich und verlor seine gute Laune. Eines Abends, als wir ihn nach seiner Zusage erwarten durften, kam er nicht; wir warteten mit dem Abendessen; da erschien plötzlich ein rothbeschärpter Commissär mit einem Haftbefehl für mich und Lodoiska; ich erfuhr, daß auch Clooß verhaftet worden. Die Wache gönnte uns keine Frist, von unserem kleinen Mädchen Abschied zu nehmen, das wir der Pflege einer wohlgesinnten Nachbarin schweren Herzens anvertrauten. Man schleppte uns in verschiedene Gefängnisse, trotz unseres heißen Wunsches, zusammenbleiben zu dürfen: es war dies eine unnöthige Grausamkeit; ich wurde in den Luxembourg geführt, Lodoiska in La Force. „Ich war darauf gefaßt,“ sagte sie, „Barrère hat es mir vorhergesagt.“ In der Haft und Bestürzung verrieth sie, daß sie diesen gesprochen, ohne daß sie mir's mitgetheilt. Auf meine Frage, wo sie den einflußreichen Genossen Robespierres gesehen, sagte sie: „Unterwegs! Er begegnete mir zufällig.“ „Und er kann uns nicht schützen?“ „Nein, Robespierre beherrscht den Wohlfahrtsauschuß und duldet keinen Widerspruch.“ Unter Thränen nahmen wir Abschied. Die kleine Heloise streckte vergeblich die Arme nach der scheidenden Mutter aus; ein jäbelraffelnder Epaulettier trat dazwischen. So saß ich bald im Luxembourg mit Baron Clooß und mehreren Genossen zusammen.

Ich war ein Fremder, wie jener, und durch irgend einen Spion war es berichtet worden, daß ich einigen Ausschußsitzungen beigewohnt, in denen das Fest der Vernunftsgöttin vorbereitet wurde. Damit war mein Schicksal besiegelt, ich sah den Tod vor Augen. Anacharjäs Clootz war ein echter Philosoph; trotz der Aussicht auf die Guillotine hatte er seine gute Laune wieder gefunden; mit übermüthigem Witz secirte er die Gewalthaber, die ihn in's Gefängniß geworfen hatten; die Tugendprediger, Robespierre und Saint-Just erschienen ihm als querköpfige Heilige, und besonders bei dem viereckigen Schädel des Ersteren glaubte er einen Bildungsfehler des Gehirns annehmen zu müssen; der junge Saint-Just war ihm einer jener geistigen Albinos, denen der dunkle Farbstoff fehlt und die einen kläglichen unfertigen Eindruck machen; der lahme Couthon hinkte nur an ein paar Phrasen einher, die seine lebenslänglichen Krücken waren, und Barrère sei das lächelnde Laster unter diesen Tugendaposteln, gleite zwischen ihnen hin und her, ohne rechts und links anzustoßen; ein glatter Höfling der Revolution, ein doppelzüngiger Verräther, der aber in seinem Herzen nur darüber unklar war, welchen von den drei Triumvirn er für den größten Narren halten solle.

Ein widerrwärtiger Genosse war uns Hebert, der in seinem Schmutz- und Blutblatt Père Duchesne die Hefe des Volkes aufgewiegelt hatte, ein Jünger des ermordeten Marat, doch noch roher als dieser. Marat war ein cynischer Fanatiker, Hebert ein fanatischer Cyniker, der mit

Behagen in den Lachen und Pfützen herumstampfte, überfelig, wenn er Alles von oben bis unten mit Schmutz bespritzen konnte. Dieser ehemalige Theaterbilleteur hatte ein abstoßendes Wesen, rohe Züge, das absichtlich herausfordernde Benehmen des Sanhagels. Marat glich einer Hyäne, Hebert einem Nasgeier. Nun war es besonders trift anzusehen, wenn er mit matt zusammengefalteten Flügeln dafuß, den Raubthier schnabel kläglich auf die Brust gesenkt; er war seit seiner Verhaftung melancholisch geworden, und diese Melancholie stand ihm zum Entsetzen. Wir kümmerten uns wenig um den Feigling, der voll Verzweiflung in seiner Ecke saß.

Mich selbst beschäftigte das Schicksal von Weib und Kind und erfüllte mich oft mit Bangigkeit und Wehmuth; doch hinderte es mich nicht, mich an den Gesprächen mit Baron Clootz zu betheiligen, in denen wir oft stundenlang uns über die Geheimnisse von Leben und Tod und die Schicksale der Menschheit unterhielten. Er war eine merkwürdige Mischung von Schwärmer und lachendem Philosophen; sein öffentliches Auftreten brachte ihn in Gefahr für einen Narren zu gelten; wer ihn aber näher kannte, mußte seine geistige Bedeutung anerkennen. Wenig paßten zu meiner Stimmung die lustigen Komödien, welche die Genossen im Kerker aufführten; es war wie eine Epidemie der Lustigkeit, die auf einmal durch alle Kerkermauern hindurch sich in den Gefängnissen verbreitete. Es wurde nicht nur Harfe gespielt und gesungen, man spielte auch

Guillotine in einer phantastischen, aus allerlei Lappen und Lumpen zusammengesuchten Vermummung. Da saß ein Revolutionsgericht mit Turbans von Handtüchern und in einem Hermelin von wollenen Decken, der Ankläger Fouquier-Tinville fehlte nicht und hielt eine seiner kurzangebundenen grimmigen Reden; irgend ein Tischpult wird verurtheilt und durch zwei Stähle guillotiniert. Oder Tinville selbst wurde von einem Satan gepackt mit geschwärztem Gesicht und Hörnern auf dem Kopf. Eines Tages überraschte ein hoher Gefängnißaufseher diesen Kerkerspuk und sprach seinen scharfen Tadel über die Verhöhnung der Obrigkeit aus. Mich aber, da ich einsam auf meinem Lager saß, belobte er, ging auf mich zu, gab mir zu meiner Verwunderung die Hand und benutzte den flüchtigen Augenblick, um auf die Handfläche die zwei Buchstaben mit angedeuteten Zügen hinzuschreiben: R. R. Es war das geheimnißvolle Zeichen des Rosenkreuzerbundes. Ein Strahl der Hoffnung fiel in meine Seele; vielleicht sah ich noch einmal die Meinigen wieder, konnte mich noch einmal des Lebens freuen. Das war ja kein untergeordneter Gefängnißwärter, das war ein Mann, der dem Revolutionstribunal nahe stand und der die Liste der Lieferungen vorlas, welche das Gefängniß der Guillotine zu leisten hatte.

Abends fand diese unheimliche Vorlesung statt; wir wurden an's Gitter gerufen und hörten mit athemloser Spannung, ob man auch unsere Namen von der Liste ablesen, ob auch unser schwarzes Loos aus der Urne

fallen werde. Auch den Tapfersten schlug, gegenüber dieser Todeslotterie, das Herz. Wieder ein Tag gewonnen . . . jagten wir uns, und uns war einen Augenblick so leicht zu Muth, wie einem, der einer großen Gefahr entgangen ist, und doch handelte es sich nur um vierundzwanzig Stunden eines stets von Neuem bedrohten Lebens. Man trieb wieder lustigen Mummenschanz; die Unterhaltung war lebhaft, von sprühenden Blitzen des Esprit durchleuchtet; der Baron fesselte die ganze Zuhörerschaft durch seine schneidende Kritik der jetzigen Gewalthaber und durch seine Prophezeiungen von der glänzenden Zukunft der Menschheit. Nur Hebert saß dumpf und stumpf dabei: in diesem Mist wachse keine Blume mehr, brummte er vor sich hin; es war das Facit seines Lebens.

Eines Abends merkten wir gleich bei den ersten Namen, daß es sich um die Köpfe derjenigen handle, die zusammen vor dem Revolutionstribunal gestanden, der Gottesleugner und Fremden. Ich erschrak, als ich den Namen von Anacharsis Clootz hörte; der schmutzige Hebert brach zusammen, als er für den morgenden Tag vor die so oft von ihm verherrlichte Guillotine citirt wurde; Einer nach dem Andern kam an die Reihe; dann faltete der Vorleser das Blatt zusammen; mein Name war nicht genannt worden! Ich mußte der beiden Buchstaben gedenken; doch in das Gefühl des Dankes mischte sich die Beschämung, von den Genossen meiner Haft getrennt worden zu sein.

Von meinem Freunde Anacharsis nahm ich am andern

Tage, als der Wagen, der die nächste Lieferung für die Guillotine fortbringen sollte, an dem Thore hielt, rührenden Abschied; er war trotz seiner ausschweifenden Gedanken und Pläne ein Mann von Kopf und Herz und ein echter Philosoph dem Tode gegenüber. Er sprach den Wunsch aus, zuletzt hingerichtet zu werden; denn er wollte vorher noch einige Beobachtungen machen und Grundsätze feststellen, während die Köpfe seiner Genossen fielen.

So blieb ich allein im Kerker zurück; es kamen andere Fremde, Gleichgültige, eine bunte Gesellschaft aus allen Ständen und Parteien. Es war die Zeit der Gefängnißverschwörungen, eine neue Erfindung Fouquier Tinville's, um die Prozesse zu vereinfachen und die Massenabschlachtungen bequemer in's Werk setzen zu können. Da wurden ganze Ladungen von Verdächtigen fortgeschleppt, und ganze Ladungen von Verurtheilten kehrten in's Gefängniß zurück, um Tags darauf der Guillotine zugeführt zu werden. Unter den Gefangenen selbst gab es Spione und Denuncianten, die sich durch solche Thätigkeit ihre Freiheit erkaufte. Man nannte diese geheime Agenten moutons, und wie ich bald merken sollte, war jener wohlwollende Gefängnißaufseher, der Genosse unseres Bundes, darauf bedacht, mich selbst dem Fouquier-Tinville als einen solchen zu bezeichnen und mir so Begnadigung und Freilassung zuzusichern. Ich hatte mehrmals Unterredungen mit dem Aufseher, und das konnte mich bei den Andern verdächtig machen, und doch hatte ich ihn nur darum gebeten, sich

nach dem Schicksal meiner Frau zu erkundigen; es dauerte lange Zeit, ehe er mir darüber Nachricht geben konnte, und auch dann noch war sie unbestimmt genug. Es seien mit Madame Hebert und der reizenden Lucile Desmoulins noch mehrere Frauen hingerichtet worden, und die meinige habe sich wahrscheinlich darunter befunden. Als ich meine Freiheit wieder erhielt, dank der mich beschämenden Lüge des Oberaufsehers, die mich zum Gegenstand der Verachtung für meine Mitgefangenen machte, konnte mir derselbe zugleich aus eigener Ansicht der Gefangenenlisten des Gefängnisses La Force mittheilen, daß meine Frau sich nicht mehr dort befinde, so daß ich nicht daran zweifeln konnte, daß sie ein Opfer der Guillotine geworden, der ich selbst so glücklich entgangen war. Mich ergriff ein tiefer Schmerz um das schöne junge Weib, das so voll Lebenslust war und mich so leidenschaftlich geliebt hatte, um mir in die weite Welt zu folgen, mochte sie darüber auch den Segen ihres Vaters verscherzen.

Raum war ich frei, so eilte ich zu der jungen Nachbarin in Neuilly, die sich damals unserer Tochter angenommen hatte. Auch sie war verhaftet worden, und ich hegte bange Befürchtung, daß es um unsertwillen geschehen, weil sie verdächtig war, den Landesfeinden Vorschub geleistet zu haben; doch wo war das Kind geblieben? Vergeblich fragte ich die Hausgenossen; man wußte es nicht; man theilte mir nur mit, daß auch von anderer Seite und zwar von angesehenen Beamten Nachfrage nach dem Kinde

stattgefunden; doch ebenfalls vergeblich. Ich war in Verzweiflung; ich suchte die Verwandten der Nachbarin auf; sie Alle wußten, daß ihr mein Kind zur Pflege anvertraut worden; doch keiner konnte mir sagen, wo es geblieben sei. Du bluttriefendes Rad der Revolution, so war auch ich von deinem zermalnenden Umschwung schwer getroffen; Weib und Kind verloren! Mir war das eigene Leben nur gerettet worden, daß ich zeitlebens um solchen Verlust trauerte.

Inzwischen war das blutige Schreckensregiment gestürzt worden; ich selbst war zugegen, wie auf dem Revolutionsplatz die Furien ihren Messias umtanzten, und Maximilian Robespierre mit verbundener Kinnlade, bleich wie ein Gespenst, von den Schatten des Todes überflogen, die er so oft heraufbeschworen, sein Haupt auf den Block legte. Das fortziehende Gewitter der Schreckensherrschaft hatte zwar noch immer seine tödtlichen Blitze; noch fielen der Opfer genug; aber allmählich leerten sich die Kerker. Nur oben in den höheren Regionen, wo die Parteien gegen einander wütheten, entluden sich noch die zündenden Wetterschläge, und nicht sogleich kam das zuckende Messer der Guillotine zur Ruhe; doch das Volk selbst wurde mehr und mehr von den Schrecknissen entlastet, die es bisher bedrängt hatten. Immer wieder lenkte ich meine Schritte nach Neuilly; wehmüthige Erinnerungen knüpften sich an die Pfade des Bois de Boulogne, auf denen ich so oft mit Weib und Kind gewandelt war. Eines Tages suchte ich wieder das Haus

der Nachbarin auf, um mich nach ihr zu erkundigen; so oft ich dies auch schon vergeblich gethan. Hoffnungslos war die Stimmung, in der ich die Schwelle betrat . . . und doch . . . diesmal sollte ich das Haus als ein Glücklicher in höchster Erregung verlassen: sie war zurückgekehrt aus dem Gefängniß, die Pflegerin meines Kindes; man konnte mir jetzt ihre jetzige Wohnung angeben: sie war in einer Seitenstraße der Champs Elysées, ich stürzte dahin in athemloser Hast; ich flog die vier Treppen hinauf . . . und das Erste, was ich erblickte, als sich die Thür des Vorzimmers mir erschlossen, war ein liebrendes Kind, war meine Heloise! O Wonne des Wiedersehens! So länglich zugezählt sind die seligen Augenblicke den Sterblichen, daß mir dieser als der schönste Lichtblick meines Lebens ein unvergeßlicher geblieben ist. Eine Thräne weihte ich dem Schicksal der Gattin, der Mutter, doch nun waren es nur Freudenthränen, die mein Auge füllten. Wie viel Dank war ich dem braven Mädchen schuldig, daß sie für mein Kind gesorgt; denn als sie selbst verhaftet wurde, gab sie es mit einer auf lange Zeit vorausbezahlten Pension einer armen Nähterin in Pflege, die gerade bei ihr beschäftigt war; sie wußte, daß es dort gut aufgehoben war und die Schreckensmänner sich um das Mädchen aus dem Wolke nicht kümmern würden, das in stiller Verborgenheit dahin lebte; sie hatte mit ihr insgeheim verhandeln können, da diese im benachbarten Zimmer saß und die Beamten ihr gestattet hatten, von dort sich noch einige Tücher und



Kleidungsstücke für ihre Haft herauszuholen. Zu ihren Verwandten durfte sie das Kind nicht bringen lassen; sie waren bereits verdächtig und wurden von den Agenten des Sicherheitsausschusses beobachtet; ja sie verschwieg Allen, wem sie Heloise anvertraut. Der Eltern dachte sie kaum; sie hielt uns für todgeweihte Opfer.

Als ich den höchsten Schatz meines Lebens wiedergefunden, da ergriff mich eine große Sehnsucht nach der Heimat; unter den Füßen brannte mir der Boden, dessen vulkanische Ausbrüche so lange mein Glück erschüttert hatten. Ich schrieb seit langer Zeit zum ersten Mal wieder an Graf Franken und theilte ihm meine Lebensschicksale mit; gleichzeitig legte ich einige Zeilen an seinen Verwandten Strahlheim ein. Jenen ersten Brief erhielt ich zurück, mit der Trauernachricht: der Graf sei gestorben, nachdem er in der letzten Zeit fortwährend gekränkelt und sich in Fieberphantasien mit mir und meinem Schickjal beschäftigt hatte. Als ich weiter in dem Brief fortlas, wollte ich meinen Augen nicht trauen; doch da stand es ja mit leserlichen Zügen von der Hand eines Mannes, den ich als zuverlässig kannte: Graf Franken hatte mich zu seinem Universalerben gemacht und seinen ganzen großen Grundbesitz mir zum Eigenthum gegeben. Ich stand wie vom Blitz getroffen; ich war kein Gröschleicher gewesen, für den mich seine Verwandten halten mußten, und ich fand nur eine Erbauung für das überraschende Glück, das mir aus den Wolken fiel. Der Graf wußte, daß ich im

Dienste jener Grundsätze, welche das Geheimbuch unseres Ordens enthielt, im Dienste der Menschheit und der Menschlichkeit, den reichen Besitz verwenden würde, der mir zu gefallen. Und in diesem Sinne zögerte ich auch nicht, die Erbschaft anzutreten, und in diesem Sinne habe ich sie verwaltet und fast alle Erträgnisse der großen Güter zum Besten der Gutsunterthanen, zur Hülfe bei Nothständen, zu Stiftungen für die Armen und Kranken und oft zu jenen unerwarteten Wohlthaten verwendet, welche in den Gemüthern den seltensten Gast der Erde, die Freude, wecken, die den Menschen auf Augenblicke hoch hinaushebt über das dunkle Leben.

So hab' ich treulich meines Amtes gewaltet; meine Bücher, die Bücher meiner Beamten beweisen dies; jeder Ausgabeposten konnte die Signatur unseres menschenfreundlichen Ordens tragen. Wohl blieb ich in Beziehungen zu den Genossen, aber die Würde des Oberen hatte ich schon in Paris niederlegen müssen, und seit jener Zeit seh' ich meine Hauptaufgabe darin, nicht im Innersten der Erde den Stein der Weisen und das Geheimniß des siebenedigen Sternes aufzusuchen, sondern oben zu walten im Geist der Tugend und Wahrheit, welche in den Sinsprüchen und Sinnbildern der einzelnen Provinzen unseres Ordens so deutungsvoll ausgeprägt ist.

Dem ernstern Streben zur Seite aber ging ein heiteres Glück: unter meinen Augen blühte meine Heloise zu einem lieblichen, schönen Mädchen auf, ein Ebenbild der Mutter,

welche die Stürme der Revolution mir für immer begruben. Ihr widme ich diese Zeilen; sie ist edlen und hohen Sinnes und berufen zur Hüterin des Schatzes, den sie nicht in unwürdige Hände fallen lassen wird.

Sechstes Capitel.

Ein Gefangener.

Es war tief in der Nacht; Heloise warf sich auf's Lager, doch sie schloß das Auge nicht. In tiefer Wehmuth dachte sie der Mutter; daß sie in Paris gestorben sei, hatte ihr der Vater öfters erzählt, doch sie bisher verschont mit der Mittheilung des tragischen Geschieds, dem sie verfallen war. Mit innerem Schaudern sah sie die Mutter auf dem Schaffot, von den Händen der rohen Henker erfaßt . . . das herniederzuckende Messer, welches das schöne Haupt der jungen Frau vom Rumpfe trennte und so viel freudige Lebenshoffnung für immer begrub. O wenn ihre Mutter noch lebte . . . sie würde jetzt noch im Vollbesitz weiblicher Schönheit sein . . . eine ältere Freundin . . . und wie herrlich würde sich ihr Zusammenleben gestalten! Ihrem Lager zu Häupten hing das Bild der Mutter . . . anmuthige Züge, leuchtend von Jugendfrische . . . in den feurigen Augen etwas wie Glücksehndes . . . Glückverheißendes . . . sie bedeckte das Bild mit ihren Küssen!

Und auch des Vaters Leben . . . wie reich an

wechselvollen Ereignissen! Macht doch jedes Leben, auch das unbedeutendste, geringfügigste, wenn man's im Zusammenhange überblickt, einen rührenden Eindruck. Spiegelt sich doch darin das allgemeine Menschenschicksal . . . und der Faden, der von der Wiege bis zum Grabe sich dahin zieht, ist oft so verknüpft und verschlungen! Wie viel vergebliches Streben, wie viel zertrümmerte Hoffnungen, und wie klein wird die Spanne Zeit für den Blick, der sie auf einmal überschaut!

Doch aus den Zeilen, welche Heloise gelesen, aus den Bildern, die in der schlummerlosen Nacht vor ihrem innern Auge vorüberzogen, sprach ein höherer Sinn, der über des Menschenlebens karg zugemessene Zeit hinausreicht, das Erbe der Vergangenheit vertritt und der langen Reihe der künftigen Geschlechter die Hand bietet: das Streben, die Geheimnisse der Natur zu enthüllen und das Glück der Menschheit zu fördern. Wie lernte sie ihren Vater aus seinen Aufzeichnungen lieben und ehren; wie ehrerbietig küßte sie ihm am nächsten Morgen die Hand, mit welcher hingebenden Liebe lag sie in seinen Armen! Er hatte viel gelitten . . . ihre Liebe sollte ihn dafür entschädigen! Und nun hinaus . . . daß des Himmels freie Lüfte ihre Stirn kühlten! Sie ließ ihr Rößlein satteln und sprengte in den Wald. Madame Langeais war ihre Begleiterin; sie verstand sich auf die Reitkunst, aber sie war meist zu bequem, sie auszuüben; sie sah heute mit sehr munteren Augen in's Leben, denn sie hatte vortrefflich geschlafen,

während erst der frische Hauch des Morgens auf Heloïsens Wangen die Rosen erblühen ließ, die ein wenig welk geworden in der schlaflosen Nacht.

„Nun,“ sagte Madame Langeais, „Du hast ja viel studirt in den alten Tagebüchern, bist wohl selbst eine Zauberin geworden — ich fürchte mich vor Dir. Da müssen wunderbare Dinge gestanden haben; wenn Du den Stein der Weisen gefunden und die Goldmacherei gelernt hast, so will ich gern Deine Schülerin werden. Das lohnt sich der Mühe . . . vor dem anderen Hofuspokus aber möge mich Gott bewahren.“

Heloise antwortete nicht.

„Ich habe mir allerdings bisweilen ein sehr gläubiges Aussehen gegeben. Ich kannte einen Pariser Edelmann, welcher dem Geheimbunde angehörte und seiner Empfehlung verdankt ich's ja, daß ich hier eine so liebe Freundin gewonnen habe. O unser schönes Paris . . . davon hat wohl viel in jenen Aufzeichnungen gestanden? Das hätt' ich gern Alles mitgelesen.“

„Schön . . . aber schrecklich!“ sagte Heloise seufzend.

„Nun, ich kam erst nach Paris,“ versetzte Madame Langeais, „nachdem die Schreckensherrschaft abgewirthschaftet hatte. Da eröffnete Madame Tallien ihre Salons, und beim strahlenden Kerzenlicht waren alle Gräuel vergessen. Wie lange hatte die schöne Gräfin Cabarrus im Gefängniß gesessen, bis ihr feuriger Liebhaber Tallien, ein Schreckensmann wie die andern, den Dolch gegen Robespierre

gezückt! Jetzt hatte sie den Löwen gezähmt . . . das Vergangene war abgethan . . . man dachte so wenig daran wie an die blutigen Schreckensbilder, die man irgend einmal gesehen. Die Herren waren galant, aber wie sahen sie aus! Unglaublich, liebes Kind; daher auch ihr Name, die Incroyables . . . verwildertes, ungekämmtes Haar, ein runder Hut mit möglichst ungestalteter Krämpe, große Ringe in den Ohren, eine dicke Binde um den Hals, wie eine dreifache Serviette, kurze Weste, langer Rock mit breiten Aufschlägen, bunte Strümpfe, schlottrige Stiefel; aber liebenswürdig waren sie doch . . . und ich habe dort die schönsten Tage meines Lebens zugebracht."

Heloïse hörte nur mit halbem Ohr; sie hatten einen Aussichtspunkt erreicht, waren vom Pferd gestiegen und hatten sich auf eine Bank im Schatten hoher Eichen hingesetzt.

"Und welche Zerstreungen," fuhr die Französin zu plaudern fort, "es war damals ein Fasching der Mode. Du kannst Dir gar nicht denken, was ich da Alles durchgemacht habe. Zuerst erschien ich als Merveilleuse, als Wunderbare . . . und wunderbar genug kam ich mir vor: ich trug nur ein einziges Kleid, nichts darunter, eine Tunika ohne Ärmel, die Taille hoch unter der Brust, das Haar verwildert und darauf einen Hut mit riesenhaftem Schirm. Schön sahen wir gerade nicht aus; aber es war Alles so bequem, wir hatten das Gefühl göttlicher Freiheit.

Dann wieder gingen wir griechisch: die Tunita hellfarbig, hochgegürtet, oft hochgeschürzt, mit und ohne Trikots, je nach Geschmack, die nackten Füße auf Sandalen, den Kopf antik frisirt, wie eine römische Kaiserin. Das kleidete mich zum Entzücken; wenn man mich so sah, man traute mir Talent zu einer Messalina zu; Ringe an jeder Zehe, wie an jedem Finger. Dann erschien ich auch einmal à la sauvage, als Wilde, mit zerzaustem, wirrem Haar — auch das war eine erlaubte Abwechslung. Du lachst darüber, liebes Kind! Eure Kleider mit den hohen Taillen — es ist doch Alles von uns, von Paris herüber gekommen . . . schüchterne Nachahmung, weiter nichts!"

Heloise saß in Träumereien versunken; ihr Auge ruhte auf den dichtverschleierte Bergen der Ferne . . . wo mochte Erich jetzt weilen? Er hatte eine gleiche edle Gesinnung, einen gleichen hochstrebenden Sinn wie der Vater . . . die Schlußworte seiner Aufzeichnungen klangen ihr noch immer im Herzen nach.

„Wie wir hier sind,“ fuhr Madame Langeais fort, sich den Reithut kokett hinterwärts rückend, „wir sind Alle Pariser Kinder. Und jetzt sind die Damen der Weltstadt ja auch bei uns eingezogen . . . der junge liebenswürdige Prinz Jérôme hat seine Pariser Freundinnen, und diese bringen wieder andere Damen mit, die ebenso wißbegierig wie abenteuerlustig sind und die Welt kennen lernen wollen, die der Kaiser, der ungerathene Sohn der Revolution, unter sein Eisenzepter beugt. In der alten Ober-

stadt soll sich jetzt ein Flor glänzender Schönheiten bewegen . . . o wenn man dort sein könnte!"

Jetzt wirbelte auf dem fernen Heerweg, der bergan in die Wälder führte, eine Wolke Staub empor . . . bei näherem Hinsehen erkannte man bligende Bajonette. Bisher waren die Franzosen noch nicht in diese Gegenden gekommen.

"Vielleicht sind es preussische Soldaten," sagte Heloise, sich von der Bank erhebend; sie drückte die Hand auf's Herz . . . konnte Erich nicht unter ihnen sein?

"Das glaub' ich nicht," sagte Madame Langeais; "die preussischen Truppen stehen in der Grafschaft Glaz und werden es nicht wagen, sich hier in unseren Bergen zu zeigen. Den Weg wird ihnen der Eisensresser Wandamme schon verlegen . . . das ist ein wilder Schreckensmann in der Uniform des Kaisers . . . der spaßt nicht! Ich glaube, es sind Franzosen!"

Madame Langeais wußte nur zu gut, was diese Annäherung der Feinde zu bedeuten hatte: einige Zeilen von Hugo, die sie am Tage vorher erhielt, hatten sie davon unterrichtet. Schade nur, daß er selbst nicht mit kam . . . sie hätte ihm wegen seiner Energie und Pünktlichkeit pflichtschuldig Lob ertheilt und war ganz in der Stimmung, seinen Dank dafür entgegen zu nehmen.

Die Staubwolke wirbelte noch über den jungen Anpflanzungen empor, eh sie ganz im Walde verschwand; doch sie zog sich in der Richtung hin, die nach dem alten

Felsenschloß führte. Heloise bestieg ihr Roß und jagte in Hast von dannen, daß ihre Gefährtin kaum nachfolgen konnte. Kaum war sie im Schloß gekommen und vom Pferde abgestiegen, als sie schon zu ihrem Vater eilte, um ihm die überraschende Kunde zu bringen. Er wollte nicht daran glauben, daß diese Streifpatrouille das versteckte Schloß „auffinden“ werde oder gar Arges im Schilde führe; schlimmstenfalls werde es sich um eine kurze Rast und Verpflegung handeln. Nicht lange währte es indeß, so klopften die Kolben an's Hofthor mit einem wenig wohlwollenden Umgestüm; der Haushofmeister öffnete, und mit kräftigen deutschen Kernflüchen drang eine Abtheilung bayerischer Infanteristen in den Hof und in den Vorfaal des Felsenschlosses.

Der Hauptmann ließ nach dem Schloßherrn fragen; der alte Magier erschien.

„Im Namen des Generals Wandamme,“ sagte der Hauptmann nach höflicher Begrüßung, „soll ich Sie, Herr Duplassh, nach Osmannsdorf escortiren; der General ist auf's Aeußerste ungehalten, daß er schon wochenlang auf diesem Schlosse verweilt, ohne daß der Besitzer es für nöthig gefunden, ihn zu begrüßen und ihm persönlich seine Aufwartung zu machen.“

„Ich habe meinen Beamten Befehl ertheilt, jeden Wunsch des Generals und seiner Offiziere zu erfüllen;“ sagte der Alte mit ruhiger Haltung.

„Das genügt dem General nicht; er will mit den

nöthigen Rücksichten behandelt sein, die seiner hohen Stellung gebühren. Wir haben daher den Auftrag, Sie dorthin zu führen und zwar augenblicks und ohne Zögerung. Der General erklärt, Sie in den Pflichten der Höflichkeit unterrichten zu wollen, die Sie trotz ihres französischen Namens in diesen barbarischen Ländern vergessen zu haben scheinen.“

„Ich nahm an,“ versetzte der Alte mit Würde, „daß General Bandamme sich meines Schlosses nach Kriegsrecht bemächtigt hat. Wenn er sich aber als meinen Gast ansieht, so werde ich nicht zögern, ihn als einen solchen in meinem Eigenthum zu begrüßen. Ich würde dies auch gethan haben, ohne militärische Escorte, die meine Gastfreundschaft in eine eigenthümliche Beleuchtung rückt.“

Der Hauptmann wurde darauf eingeladen, einen Imbiß zu sich zu nehmen, und die Soldaten, die sich sehr ungebärdig benahmen, mit den Gewehrkolben auf die Marmorfliesen klopften und mit begehrlischen Augen sich nach den vielen schönen Dingen umsahen, welche die Vorhalle des Felsenschlosses schmückten, wurden vom Haushofmeister in die große Gesindestube geführt, wo sie sich's bequem machten und mit den Mädchen zu schäkern begannen. Es waren kräftige Oberbayern aus den Bergen um den Roßel- und Walchensee und den Thälern am Fuß der Zugspitze; sie hatten früher gelegentlich auf der Gensjagd „Wilddieberei“ getrieben, und darunter hatte ihre Schätzung fremden Eigenthums wesentlich gelitten. Der Krieg war

ganz dazu geeignet, dieselbe gänzlich zu untergraben. Viele ihrer Vorgesetzten gingen mit ermutzigendem Beispiel voran; der Begriff von Contribution war sehr geduldig und elastisch. Jedenfalls befanden sie sich in Feindesland — die Bewirthung, welche die Escorte im Schloß Rübezahls fand, genügte indeß den tapfern Soldaten vom leichten Bataillon Zoller vollständig.

Während der Hausherr sich rüstete, den Bayern zu folgen und seinen Beamten Befehle gab, ihm nach Osmandorf einige seiner Kleidungsstücke auf einem Wagen voraus zu schicken, machten Heloise und Madame Langeais die Honneurs des Hauses; die Erstere mit schwerem Herzen; denn die Trennung von ihren Vater ging ihr nahe genug. Es sollte zwar nur eine Trennung auf kurze Zeit sein; doch den Wandamme schilderte Madame Langeais als ein Ungethüm, von dem man sich Schreckliches versehen könne. Der Hauptmann indeß benahm sich gegen die Damen anständig und zuvorkommend; als der Hausherr sich zu ihnen gesetzt hatte, begann ein Gespräch, welches ganz die gespannte Lage vergessen ließ, in der sich jener und sein Gast befanden. Der Wein löste dem Letzteren die Zunge; er erzählte, daß er Bögnier heiße, aus Hof stamme, und ein Schulgenosse Jean Paul Richters gewesen sei, dessen merkwürdige Schriften er später gelesen, aber nicht verstanden habe. Ihn selbst habe er später wieder gesehen und manches Glas kräftigen Bieres mit ihm geleert; denn der Jean Paul sei ein Mann, der an einen tüchtigen Schluck

gewöhnt sei, und wer ihn da so beim Bierglas sitzen sehe, der wundere sich, woher ihm all diese Schwärmerei, diese himmelblauen Mädchen und engelhaften Frauen und diese ganze Sternguckerei seiner phantastischen Schwärmer kommen; eher begreife man schon das neckische Zeug und die wunderlichen krausen Gedanken, die er zu Tage fördere . . . ein echter Biertrinker habe Momente, wo das Genie in ihm zum Durchbruch komme, wenn man auch sonst nicht viel davon merke.

„Sean Paul ist einer von den Unsrigen,“ sagte der Hausherr mehr zu Heloise als zu seinem Gast.

Hauptmann Bögner fing an, sich immer behaglicher zu fühlen; er war ein wohlgenährter Herr und knöpfte sich etwas seine Uniform auf; er bat die Damen um Entschuldigung; der Wein mache ihm so heiß; er fühle ein Behagen, hier ungestört auf Augenblicke den militärischen Zwang abwerfen zu können. „Sie sind ein Preuße?“ fragte er den Schlossherrn. „Ich bin's . . . trotz meines französischen Namens . . . er ist ein angenommener; ich war lange in Paris.“

„So sind wir deutsche Landsleute,“ versetzte Bögner, sich im Zimmer umsehend, ob nicht irgendwo ein Lauscher sich versteckt halte, und mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten und die Damen erschreckt zusammen fuhren, rief er aus: „Lieber hätte mich das Wetter erschlagen sollen, als daß ich unter den Fahnen

Bonapartes kämpfen muß, gegen meine Landsleute und Brüder!"

Fast erschrak er selbst über diese freimüthige Aeußerung und fügte dann leiser hinzu: „Das ist Soldatenloos! Wir müssen fechten unter den Fahnen unseres Landesherrn und dürfen dabei nicht fehlen, nicht raisonniren; doch läuft uns die Galle über, wenn wir für den Franzmann die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, wenn diese übermüthigen Generäle uns wie untergeordnete Soldaten behandeln, wie Kriegssklaven, die sie eingefangen haben und welche die schwere Arbeit verrichten müssen, während sie den ganzen Ruhm für sich in Anspruch nehmen. Gott mög's bessern . . . vielleicht bläst auch einmal ein anderer Wind, und wir können's ihnen zeigen, daß wir ohne sie und sogar mit ihnen fertig werden.“

Der Alte drückte dem braven Hauptmann die Hand und Heloise lächelte ihm zu, mit Thränen in den Augen.

„Das sind verteilte Herzensergüsse . . . darauf steht die Kugel . . . doch der Wein! Sie Alle haben nicht gehört, was die redseligen Geister der entkorkten Flaschen plauderten. Jetzt ruft der Dienst . . . und ich muß Sie, meinen Arrestanten, bitten, mir zu folgen.“

Die Uniform wurde wieder zugeknöpft und schnauzbärtiger Ernst lagerte sich auf den gerötheten Zügen. Rübezahl versuchte indeß seine Zauberkunst an dem wackern Krieger, und seiner Beredsamkeit gelang es, ihn zu bewegen,

daß der Marsch zu Fuß aufgegeben wurde. Der Arrestant sollte sich mit dem Hauptmann und zwei Sergeanten in Rübezahls eleganteste Equipage setzen und die übrigen Mannschaften auf zwei bequem eingerichteten und mit allerlei Flaschen ausgepolsterten Wirthschaftswagen folgen. Der Hauptmann liebte die großen Tagesmärsche nicht . . . er schwitzte sich, wie er selbst sagte, fast die Seele aus dem Leibe. Auch ließ er sich überzeugen, daß er die Befehle des Generals so am pünktlichsten und raschesten vollzog.

Die Wagen fuhren vor . . . einige der Bayern wären überhaupt nicht mehr marschfähig gewesen; so trefflich hatte ihnen der Ungarwein in der Gefindestube gemundet. Der Schloßvogt und der Inspector erhielten von dem Abreisenden Ordre, mit doppelter Sorge über des Hauses Sicherheit zu wachen; der Schlüssel zum Waffensaal wurde ihren Händen anvertraut.

Und so setzte sich der Wagenzug in Bewegung. Heloise nahm innigen Abschied von ihrem Vater; sie konnte ein Gefühl banger Ahnung nicht unterdrücken, als werde ihrer schutzlosen Verlassenheit eine schwere Prüfung drohen . . . doch hierin beruhigte sie auch seine Zuversicht, er werde nach wenigen Tagen wieder zu ihr zurückkehren.

Madame Langeais aber las, als sie sich auf ihr Zimmer zurück begeben, nochmals das Brieflein durch, in welchem Hugo von Strahlheim ihr den militärischen Besuch

angemeldet und ihr mitgetheilt hatte, es sei ihm gelungen, den General Vandanime von dem rücksichtslosem Benehmen des rebellischen Alten, der droben großend auf seinem Felsenhorst sitze, zu überzeugen und ihn zu bestimmen, daß er ihn aufheben lasse und dafür zur Rechenschaft ziehe. Das Uebrige werde sich finden; er rechne nach wie vor auf ihre treue Ergebenheit!



Diertes Buch.



Erstes Capitel

Bei den Freischaaren.

Es war an einem Juniabend des Jahres 1807: zwei preussische Offiziere saßen im traulichen Gespräche unter den hohen Fichten und Tannen des Waldtempels bei Landeck. Die prächtigen Bäume schienen die Flügel männer des Bergwaldes zu sein, der bis zur Ruine des alten Raubschlosses Karpenstein empor die Hänge und die Höhen deckte. Wie schattig und lauschig Alles ringsum. Der Waldbach rauschte über seinen steinigen Grund dahin: und zwischen den zurücktretenden Tannen und Fichten schweifte der Blick über lichte Gefilde und anmuthige Baumgruppen zu den duftigen Höhenzügen der Ferne.

Dazwischen lag das alte Königsbad Landeck, das einige im Grün halbversteckte Dächer ankündigten. Hier hatte der große Friedrich einst Genesung gefunden . . . und viele verwundete Krieger suchten jetzt Heilung in jenen lauen Quellen.

Die beiden Offiziere erquickten sich nach den Strapazen des Dienstes, der hinter ihnen lag, an einem frischen

Trunk. Sie hatten sich viel zu erzählen; denn der eine war erst am heutigen Tage bei dem Corps des Grafen Göhen eingetroffen, welches sich hier in der Grafschaft zum großen Theil aus begeisterten Freischaaren gebildet hatte: es war Friedrich, der, mit der Breslauer Garnison kriegsgefangen, auf Ehrenwort entlassen worden, da er sich gegen einen haitirischen Chevaux-leger-Offizier hatte auswechseln lassen; nach solcher Auswechslung durfte er, den Bestimmungen der Capitulation gemäß, wieder zu den Waffen für seinen König greifen.

Der andere Offizier aber war Erich: er war in die Freischaaren eingetreten, hatte sich bei einigen Scharmügeln, wie in dem Gefecht bei Reichenstein, ausgezeichnet und war allmählich zum Unteroffizier und zum Lieutenant avancirt. Die zahlreichen Referendare, Assessoren und Guttsbesitzer, die zu den Fahnen des Grafen Göhen schworen, mußten alle zuerst als Gemeine eintreten und erreichten nur nach vollständiger Kenntniß des Dienstes und nach ehrenvoller Betheiligung an den Gefechten die höheren militärischen Grade. So stand unter den hochragenden Tannen der Grafschaft Glaz die Wiege jener Wehrverfassung, welche seitdem des preussischen Staates mächtigste Stütze geworden.

„Ich exercire meine Soldaten hier tapfer ein,“ versetzte Erich; „heute haben wir droben den alten Karpenstein gestürmt und dann wieder den Dreiecker, die höchste Felswarte dieser Berge, vertheidigt. Bald wird meine Truppe so weit sein, um in's Feld zu rücken.“

„Du hast Dich ja rasch genug zum guten Exercirmeister ausgebildet . . . und ich mußte so lange mit meinem Degen, der mir gelassen war, den ich aber nicht ziehen durfte, in schnödem Müßiggang herumlungern. Zunächst in Breslau selbst . . . nun, da gab's einige Abwechslung . . . Du kennst ja die braune Wanda?“

„Ich habe sie bisweilen auf der Bühne gesehen.“

„Dem Engel hab' ich während der Belagerung das Leben gerettet . . . aber . . . wie lohnt er mir's? Treulos kokettirt diese Schöne jetzt mit den Franzosen, und sie applaudiren, weil sie ihr entsetzliches Deutsch nicht verstehen. Prinz Jérôme mit seinem ganzen Generalstab sitzt im Theater . . . die Loge daneben ist vollgestopft mit den abenteuernden Schönen, die dem jungen Kriegsgott auf seinen Siegeszügen folgen. Und so jung er selbst ist . . . die Jugend ist nicht gerade in seinem Serail vertreten; er liebt die reiferen Damen, die vollen Rosen, aber es sind glänzende Schönheiten darunter . . . man zählt ihnen nicht gerade nach, wieviele Jahresringe sie angefaßt haben. Dem Prinzen gefällt die braune Wanda; ihr zigeunerhaftes Wesen hat ihn in Bann gethan, er zeichnet sie stets durch den lebhaftesten Beifall aus. Und dann klatschen nicht bloß die französischen Offiziere, sondern auch die Bayern und Württemberger, die ja an das Commando dieses blutjungen Prinzen gewöhnt sind. Ich habe sie zur Rede gestellt, die braune Wanda: sie hat mir mit Räusen und Scherzen geantwortet und erklärte mir dabei, dieser Prinz

sei der reizendste Mensch, den sie je gesehen . . . solch ein an der Sonne des Südens gargekochter, schmackhafter Italiener . . . oder wie sie in ihrem Uebermuthes sich auszudrücken beliebte . . . ich ärgerte mich über sie, aber ich brauchte mich nicht über ihre Härlichkeit zu beklagen; denn auch für uns hochaufgeschossene Preußenjünglinge hat sie noch ein warmes Herz."

"Und Du liebst sie?"

"Es ist da allerlei in den Weg gekommen . . . ihre Treulosigkeit . . . und dann . . . ein anderes reizendes Mädchen."

"Nun, erzähle!"

"Ich muß Dir beichten . . . Du siehst in mir eine Art von Nebenbuhler, doch einen sehr unglücklichen, und darum kann ich getrost mit meinen Bekenntnissen vor Dich hintreten. Ich besuchte meine gute Mama . . . Das Schloß ist einsam genug . . . da gähnte mich Alles an von den hohen Thurmluken bis zu den scheibenlosen Fenstern des chinesischen Häuschens, welche der letzte Sturm zerbrochen hatte und von denen Mama nur die Scherben hatte zusammenkehren lassen, von der spinnenden alten Niese bis zum alten Schloßwächter, der nie ausgeschlafen hat, ob schon er die ganze Nacht kein Auge aufmacht. Und meine Mama gähnt tapfer mit; denn sie ist sehr lebenslustig, und die Langeweile bringt sie zur Verzweiflung. Mir war's ganz recht, daß sie ihre Apfelschimmel anspannen ließ und mit mir nach Schloß Bernegg hinüber fuhr. Da

ist sonst Alles beim Alten — Papa und Frau von Bedwitz streiten sich über die Himmel- und Höllenfahrt; denn Dein Papa glaubt gar nichts, diese aber glaubt an jeden Buchstaben der Bibel . . . so fest wie Alles im Schloß an ihren Nachmittagschlaf, den sie mit eiserner Stirn in Abrede stellt. Daneben aber sitzt ihr reizendes Töchterchen, Deine Cousine Sulchen."

"Ein liebes Mädchen!"

"Ei sieh da . . . nun wie es in den Wald hineinschallt . . . Sulchen hat mir wieder ausnehmend gefallen; es ist solch ein munteres frisches Mädchen; aber einen Fehler hat sie doch . . . mir wenigstens fiel er sehr unangenehm auf . . ."

"Nun . . . und dieser Fehler?"

"Ihre Bildung ist etwas mangelhaft, ihr Gesichtskreis sehr beschränkt; sonst würde sie doch in der weiten Welt noch ein anderes Thema finden, als das einzige wovon sie immerfort spricht, auf das sie immer wieder zurückkommt, man mag von Napoleon, Königin Louise, der Belagerung von Breslau oder anderen interessanten Dingen sprechen."

"Und dies Thema?"

"Nun . . . das bist Du eben selbst! Ihr kleiner Kopf, ihr kleines Herz sind so ganz von Dir ausgefüllt, daß sie gar keinen Sinn hat für andere Sterbliche! Nun, sie ist ja auch freundlich gegen mich; doch dann hab' ich immer das Gefühl, daß sie glaubt, sich mit Dir zu unter-

halten, daß ich gleichsam nur der Strohmann bin. Wenn sie lächelt, gilt es Dir, und rasch genug spricht sie auch Deinen Namen aus. Dabei macht sie mich zum Stichblatt ihrer Spöttereien, als ein recht ungenirtes Landfräulein . . . und gerade das macht mir ein köstlich Blaisir, und ich könnte sie immer beim Schopf nehmen, wenn sie mich auslacht. Sie hatte nämlich mit meiner Mama noch vor Beginn der Belagerung einen Abstecher nach Breslau gemacht und da zufällig belaußt, was ich bei einem Festdiner gesprochen, das wir der braunen Wanda zu Ehren gaben; dann hatte sie uns gesehen, als wir Arm in Arm in rosiger Stimmung aus dem Speisesaal traten . . . und das Gesicht der Mama dabei, welche die wirklich lobenswerthe Absicht hatte, mich mit Zulchen auf ein paar Stunden zusammen zu bringen! Ach, wenn das gute Mädchen wenigstens eifersüchtig wäre; doch ihre Neckereien sind so harmlos, daß auch nicht ein Atom von Galle darin ist . . . und ohne Galle keine Eifersucht. Dies Ungeheuer hat ja eine gelbsüchtige Farbe . . . wenn es nur einmal die Zähne gefletscht hätte, mir würde wohlher sein!"

"Warum soll es nicht Liebe ohne Eifersucht geben? Naturen wie Zulchen werden so leicht von dieser nicht angekränfelt."

"Und Du, was sagst denn Du zu dem allen?"

"Meine Heirath mit Zulchen ist der Wunsch unserer Familie."

„Und auch der Deine?“

„Laß mich darüber schweigen: versuch' Dein Glück, tritt als Bewerber auf; ich werde Dich deshalb nicht zu meinen Feinden zählen.“

„Wohl, weil Du Deiner Sache zu sicher bist? Immerhin, ein guter Sohn muß seiner Mutter Freude zu machen suchen . . . sie wünscht keine andere Schwiegertochter als Sulchen von Bedwitz. Nun ich werde ein guter Sohn sein. Wenn ich nur die braune Wetterhexe in Breslau vergessen könnte, wie sie's verdient . . . doch sie hat sich mir in's Herz hineinzugeignert und obwohl ich die wilde, treulose Dirne auf die Haide hinausjagen möchte, wo sie hingehört . . . sie hält mich so fest umklammert, daß mir's schwer wird, mich loszureißen.“

Die schrägen Abendstrahlen fielen indeß auf den friedlichen Waldplatz und ein Rauschen in den Wipfeln der hohen Tannen schien das Scheiden der Sonne anzukündigen, wie ein schwermüthiger Abendgruß.

Da trat eine Ordonnanz an den Tisch, wo die beiden Freunde saßen; mit militärischem Gruß berichtete sie, daß Graf Göken im Städtchen Landeck eingetroffen sei und die Herren zu sprechen wünsche. Dann winkten diese der Ordonnanz, sich zu ihnen zu setzen und sich noch rasch, ehe sie aufbrachen, mit einem Trunkte zu erquicken. Der Soldat hatte seine Schuldigkeit gethan, nun kam der Kamerad zu seinem Rechte. Es war der Assessor von Loewen aus Ratibor, der wie viele von den jungen höheren Beamten

in das Freicorps eingetreten war und auf Abancement diente.

Auf dem Wege in das Städtchen erfreuten sie sich der anmuthigen Abendlandschaft . . . Wald und Wiesen wechselten ab in heitern Bildern; hinter dem von dem frischen Wasser der Viele durchrauschten Thal, das die waldigen Vorberge bildeten, erhob sich der breite Rücken des Schneebergs, dieses Königs der Glazer Berge, der die imposante Schlußdecoration so vieler Thalcoulißen bildet. Erich dachte des fernen Rißengebirges, seiner Wälder, des Schlosses und der Perle, die es umschloß. Bei Tag und Nacht, auf dem Marsch, beim Bivouak, vor dem Kampfe selbst schwebte ihm das Bild der schönen Bergfee vor welche wiederzusehen ihn oft eine unbezwingliche Sehnsucht anwandelte. Friedrich sah durch die noch grünen Sunisaaten auf den Pfaden, die zwischen ihnen hindurch bergan nach dem nahen Waldrande führten, Sulchens gelbes Kleid hindurchleuchten und den Kranz von Kornraden, und Cyanen, womit sie ihre Stirn geschmückt.

Graf Gößen wartete auf die Freunde in einem schlichten Hause am Marktplatz des Städtchens, welcher mit bunten Uniformen belebt war; vor dem Hause wurden gesattelte Pferde hin- und hergeführt, welche der Reiter harreten. Graf Gößen ging unruhig in dem engen Zimmer des Erdgeschosses auf und ab. Falten bedeckten seine Stirne, sein Auge hatte ein unruhiges Leuchten, sein Puls einen fieberhaften Schlag. Groß war die Verantwortung

die auf ihm lastete; er war an Stelle des Fürsten von Anhalt-Plöß zum General-Gouverneur Schlesiens ernannt worden; doch angewiesen auf die eigene Kraft, auf die Truppen, die er aus der Erde zaubern mußte; denn die Soldaten der regulären Heere standen meistens in den Festungen und er verfügte nur über wenig Bataillone und Geschütze, über denen schon früher des Königs Fahnen geweht hatten. Die Festungen aber waren rings von dem Feinde eingeschlossen. Sie hielten sich zwar tapfer genug, aber überall tönte der Nothschrei nach Entsatz . . . und der Graf konnte nur hier und dort und nie mit überlegener Macht den Belagerungstruppen in den Rücken fallen; er hatte hochstrebenden Sinn und war kein Hausdegen, der sich auf abenteuernde Scharmügel beschränkte; er unterhandelte mit Oesterreich und war erst vor Kurzem von dort zurückgekommen; auch suchte er alles Land im Rücken der Franzosen zu insurgiren; bis tief in Deutschland hinein sollte eine Art Landsturm zu den Waffen gerufen werden, ein englisches Corps an der Weser landen, ihn zu unterstützen; er hielt es selbst für möglich, saumselig bewachte Festungen wie Magdeburg durch einen Handstreich zu erobern. Gewehre und Patronen bezog er von Oesterreich . . . doch bei der Ausführung seiner Pläne stieß er überall auf ein verhängnißvolles Hinderniß . . . es fehlte ihm an Geld.

Was in dem Kopfe dieses tapferen und unternehmungslustigen Mannes gährte, das sollte erst viele

Jahre nachher in's Leben gerufen werden; der Name eines Grafen Gözen mußte hinter dem eines Scharnhorst und Gneisenau verschwinden; aber er hatte das Geschick aller Vorläufer und Bahnbrecher: er verzehrte sich in vergeblichen Anläufen, im kühnen Wollen und scheiternden Vollbringen, in dem rastlosen Streben einer großgesinnten Seele und dem Kampfe mit den kleinlichsten Hindernissen, die sich ihm in den Weg stellten. Das sah man dem stattlichen Manne an, der ungebeugt und fest da stand, in den Augen das Feuer, das weithin leuchtend von großen Entwürfen zeugt, um die Lippen aber einen Zug schmerzlicher Resignation. Wenn er schwieg, hatten seine Züge etwas düster Verschllossenes; wenn er sprach, belebten sie sich in einer überaus gewinnenden Weise. Erich und Friedrich fanden ihn in einem Gespräch mit seinem Adjutanten; er war nach Landeck geritten, um genauen Rapport über die hier aufgebotenen Mannschaften und ihre Kampffähigkeit zu erhalten. Außerdem aber wollte er die beiden jungen Offiziere mithinübernehmen zu der Zusammenkunft, zu der General Vandamme ihn eingeladen.

Noch denselben Abend ritten Graf Gözen, Erich, Friedrich und vier andere Offiziere der Beste Glas zu, deren hochragender Donjon sich scharf im Mondlichte abzeichnete. Bergaufwärts flog die Stadt zu den Riesenmauern, welche die oberen Wälle trugen. Doch da die Festung von einem Höhenkranz rechts vom Meisseufer beherrscht wurde, so ließ der Graf dort ein verschanztes

Lager errichten, das er im Mondlicht inspicirte. Da ergriff ihn wieder einer jener heftigen Fieberanfälle, die seine Gesundheit aufzehrten: er mußte in einer Bibouakhütte eine Zuflucht suchen und einige Stunden rasten. In seinen Phantasien und Selbstgesprächen trat der ganze Jammer hervor, der sein Inneres erfüllte. Die Uebergabe von Reisse, das letzte schmerzliche Ereigniß, das alle seine Hoffnungen begraben hatte, die Kapitulation von Danzig, von der die Kunde gekommen, hatten eine unheimliche Gestalt gewonnen. Er redete die langen Schattenzüge an, die mit zerrissenen Uniformen und zerbrochenen Degen an ihm vorüberzogen; er sah nicht recht, ob es Gefangene, ob es Todte waren; er fragte sie darnach, doch sie schienen nicht Rede zu stehen. Dann warf er sich unruhig auf dem Strohlager hin und her und redete einen Boten an, der auf schäumenden Flügelroß, wie er sagte, fernher kam von dem baltischen Gefilde. „Welche Kunde bringst Du mir? Auf dem Schlachtfelde von Friedland schwankte die Wage wie einst auf dem von Preussisch Eylau . . . Du schüttelst mit dem Kopfe? So ist der Sommer feindlicher wie der Winter? Auf dem Eisgefilde hält Rußland stand . . . in den wogenden Aehren der Sommerfluren liegt sein Ruhm begraben. Du zeigst auf die brennende Stadt und dahinter die rückwärtsweichenden russischen Colonnen . . . Du zeigst auf die Königsburg am Pregel. Wehen da nicht die französischen Fahnen?“ Und sich hoch emporrichtend, rief der Graf: „Nur noch eine Rettung! Zu

den Waffen, hochherziges Oesterreich! Sende deine Schaaren über unsere Berge! Nur ein Armeecorps . . . und wir schlagen den Feind . . . wirf dein Wettergewölk über die Sonne von Austerlitz . . . an ihrem Sonnenstich gehn wir Alle zugrunde . . . alle!"

Und der Graf faßte sich mit krampfhaften Händen an die glühende Stirn.

Erich und Friedrich, die vor der Bivouakhütte Wache hielten, hörten mit tiefem Mitgefühl, was der Kranke auf seiner Strohschütte phantasirte. Doch die frühauflauchende Sunisonne mahnte zum Ausbruch; sie weckte den Grafen Gözen aus fieberischem Halbschlaf; er sprang auf und die Frostschauer wenig achtend, die ihn durchrieselten, mit tiefliegenden Augen und zerrütteten Zügen, stieg er zu Pferde.

„Auf zu Vandamme!" war seine Losung. Die Andern folgten. Man traf sich auf einem Waldhügel zwischen den Vorposten. Graf Gözen mit den Seinen erschien zuerst . . . bald tauchten indeß die französischen Uniformen aus dem Dickicht hervor. Die Offiziere stiegen vom Pferde . . . beide Parteien begrüßten sich mit ritterlichem Anstand.

Der heißblütige Vandamme ergriff zuerst das Wort. In seinen Gesichtszügen lag etwas Herbes und Grausames . . . er machte dabei den Eindruck eines Mannes, dem das Blut zu Kopf zu steigen pflegt. Eine heiße Röthe bedeckte auch jetzt seine Wangen, und seine Augen

funkelten wie die eines Raubthieres. Seine Bewegungen waren hastig und hitzig. Nachdem er den Grafen Gößen begrüßt, schritt er, immer den Hut unter dem Arm, hin und her, wie eine Hyäne im Käfig . . . er sprach überaus schnell, aber ausdruckslos, die Worte jäh hervorstoßend, daß sie gleichsam übereinander taumelten.

„Ich schätze mich glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Graf, und damit Ihnen und Ihren Truppen eine ehrenvolle Uebereinkunft anbieten zu können, wie sie einem so ausgezeichneten Chef und so tapfern Soldaten gegenüber am Plage ist. Sie haben mit geringen Kräften diese Provinz so rühmlich vertheidigt, daß ich Ihnen meine vollste Achtung aussprechen muß, doch wir haben einmal die Uebermacht und wissen sie zu brauchen. Darum rathe ich Ihnen auf unsern ehrenvollen Vorschlag einzugehen. Sämmtliche Truppen in Schlesien dürfen mit Waffen und Geschütz frei zur Armee des Königs abmarschiren, dagegen werden die noch nicht eroberten Festungen uns übergeben.“

„Sedenfalls ehrenvolle Bedingungen,“ versetzte der Graf; „aber ich kann eine Provinz, die mir der König übergeben, nicht ohne dessen Einwilligung verlassen; es ist indeß sehr möglich, daß der Monarch mit dieser Uebereinkunft einverstanden ist. Gestatten Sie mir daher, einen Offizier in das Lager des Königs nach Ostpreußen zu senden und schließen wir bis zu dessen Rückkehr einen Waffenstillstand ab.“

Die Stirn des Generals umwölkte sich; er blieb stehen und warf dem Grafen einen lauernden Blick zu.

„Das wäre so übel nicht . . . wir wären gehemmt in unserem Siegeslauf. In kurzer Zeit ist Glaz in meinen Händen . . . ich verfüge dazu über einige 20,000 Mann und 300 Stück Wurfgeschosse und kann in drei Tagen die Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln. So lange schwebt der Adler nicht in den Lüften, wenn er unter sich die Beute sieht, auf die er nur niederzustoßen braucht.“

„Ohne den Willen meines Königs kann ich nicht vorgehen,“ versetzte Graf Götz fest und entschieden.

„Aber Sie können,“ sagte Vandamme mit schneidendem Spott, „Schlachten verlieren ohne den Willen des Königs, alle Festungen, die ganze Provinz, ja ihren Kopf.“

„Darüber entscheidet das Kriegsglück; doch Sie, General, werden Ihre Macht nicht mißbrauchen, um unsere Städte in Trümmer zu schießen.“

„Mort de ma vie,“ sagte Vandamme, „wozu führt man denn Krieg? Blut ist kein Lavendelwasser, man wäscht sich darin nicht die Hände, daß sie lieblich duften. Das weiß ich noch von der Pariser Schreckenszeit her; ich bin ein Sohn der Revolution, die ihren Weg mit Schädeln pflasterte. Wenn tapfere Soldaten fallen, die allein Werth haben für den Staat, warum sollen denn die Bürger verschont werden, die in ihren Nestern zusammenhocken, ein feiges Gefindel, das nur an's tägliche Brot denkt? Man

wird sie hinausräuchern aus ihren Böchern. Glas muß brennen, c'est la guerre!"

„Wohlan, so werden wir uns zu vertheidigen wissen.“

Bandamme ging mit beschleunigten Schritten hin und her, machte gegen den Grafen eine abweisende Bewegung und wandte sich auf einmal zu den preußischen Offizieren, die ihn begleiteten. „Es wäre ungerecht, wenn so tapfere Offiziere, die mehr gethan als ihre Schuldigkeit, unter dem Eigensinn eines Einzelnen leiden müßten. Meine Herren, Sie haben das Recht ihm den Gehorsam aufzukündigen. Es giebt keinen König von Preußen mehr; die Armee in Ostpreußen ist geschlagen, der König wahrscheinlich geblieben, da er nach der Schlacht vermißt wurde.“

Da flogen die Säbel aus der Scheide; Erich und Friedrich wandten sich zornentbraunt gegen den blutleczenden Gefellen, der sie so übermüthig verhöhnte. Doch noch ehe Graf Göken dazwischentrat, hatte der Gedanke an den friedlichen Charakter dieser Unterredung ihren Arm gelähmt, und so wurde ein blutiges Scharmügel gehindert; denn auch die französischen Offiziere hatten blank gezogen.

„Keine Uebereilung!“ rief Graf Göken, die Säbel von rechts und links mit dem feinigsten parirend. „Der König von Preußen stirbt nicht, so wenig wie des Volkes und seines Heeres Treue! Davan rütteln Sie vergebens General!“

Bandamme hatte nicht mit den Wimpern gezuckt, als ihm zu Häupten die Schwerter geschwungen wurden, doch

gurgelte er einige unverständliche Töne aus, wie ein sich blähender und kollernder Truthahn, und stampfte mit dem Fuße auf.

Graf Göken aber fuhr unerschrocken fort, die Art und Weise, wie die Franzosen und ihre Bundesgenossen in Schlesien hausten, die Erpressungen und Räubereien der von Vandamme befehligten Truppen zu brandmarken. Da drohte der General vor Ingrimms zu ersticken. Purpurröthe bedeckte sein Gesicht. Der gelbe Schimmer in seinen Augen trat noch schärfer hervor; er preßte anfangs die Worte hervor, denn er suchte die vernichtendsten zu wählen; dann aber schleuderte er sie mit zerschmetternder Wuth dem Grafen in's Gesicht: „Sie sollen plündern, ja, sie sollen rauben, c'est la guerre, aber bei Ihnen sollen sie den Anfang machen. Kein Stein von Ihren Schlössern soll auf dem andern bleiben; alle Ihre Verwandten will ich den Soldaten preisgeben und fallen Sie und der Commandant von Glatz in meine Hände, so lasse ich Sie hängen, so wahr ich Vandamme heiße!“

„Ich ehre in Ihnen den Abgesandten,“ versetzte Graf Göken, „und kann Ihnen nicht nach Gebühr antworten; die Unterredung ist zu Ende.“

Die preußischen Offiziere begaben sich zu ihren Pferden, sie hörten hinter sich noch die heftigen Schmähungen des französischen Generals, der jeden Halt verloren hatte und noch wie ein Schlammvulkan in heftigen Ausbrüchen sich entlud.

So sehr Graf Göken eine feste und ruhige Haltung beobachtet hatte, so war er doch in großer Erregung; das unwürdige Benehmen des Generals, der sich immerhin in der Kriegsgeschichte einen Namen erworben hatte, empörte ihn im Innersten und die mühsam beherrschten Aufwallungen steigerten seinen Fieberzustand. Er sprengte im Galopp über die stäubenden Wege, kaum vermochten seine Begleiter ihm zu folgen. Als er mit seinem Rappen darauf eine langsamere Gangart eingeschlagen, bat er Trich, dicht neben ihm zu reiten, da er ihm eine Ordre zu ertheilen habe.

„Unser Kampf hier ist aussichtslos, ich weiß es,“ sagte er. „Glatz wird fallen, wie Reize gefallen ist; es giebt nur eine Rettung für uns Alle . . . wenn der Volkskrieg im Rücken des Feindes entbrennt. Wie in den Glazer Bergen, muß auch im Riesengebirge das Volk selbst zu den Waffen greifen. Ich bevollmächtige Sie, liebster Berned, dort Alles vorzubereiten, die Bergbewohner zum Kampfe aufzurufen und zu organisiren. Einen Halt giebt Ihnen unser Posten in Schreiberhau, und auch die alte Burg Rynast ist ja mit unseren Geschützen bewehrt. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen aus Oesterreich Munition und Waffen zukommen. Es ist keine Zeit zu verlieren . . . wenn unsere Freicorps unerwartet dem Feind in den Rücken fallen . . . dann wird er doch vielleicht in Verwirrung gerathen. Unsere Hoffnung klammert sich oft an einen Strohhalme, doch wir müssen unsere Pflicht thun.“

Erich gehorchte mit freudigem Herzen. Die Erfüllung dieser Pflicht führte ihn ja in die Nähe der Geliebten und ein Augenblick des Wiedersehens erfüllte ja seine heißeste Sehnsucht; er fuhr noch am Abend desselben Tages dem schlesischen Hochgebirge entgegen.

Zweites Kapitel.

In der Höhle des Tigers.

Nicht in bester Laune kehrte Vandamme nach seinem Hauptquartier in Dömannsdorf zurück; doch die Freuden der Tafel trösteten ihn bald über den fehlgeschlagenen Versuch, Schlessien durch geschickte Unterhandlung an einem Tage zu erobern. Es galt jetzt, mit dem Kriege wieder Ernst zu machen, über Wartha in die Grafschaft einzurücken, mit eiserner Hand die unnachgiebigen Feinde zu züchtigen und die stolze Hochburg des Landes zu erobern. Adjutanten eilten hin und her . . . während der Tafel unterzeichnete der General eine Ordre nach der andern; er sprach dabei tapfer dem feinen köstlichen Weine zu, welchen der Schloßkeller geliefert hatte, und freute sich an dem glänzenden Silbergeschirr, welches die Tafel schmückte. Die Beamten des Schlosses hatten die Silberschränke ausräumen müssen, und Vandamme fand es ganz natürlich, daß dieser reiche Schatz dem Sieger gehörte. Französische Genieoffiziere und bairische Truppenführer waren bei ihm zu Tisch geladen. Man sprach über die Belagerungs-

arbeiten, aber es fehlte auch nicht an Wachtstubenscherzen . . . und wenn General Bandamme seine Uniform aufgeknöpft hatte, so konnte man darauf rechnen, daß er sich in einer bestialischen Lustigkeit ergehen werde; er schonte dabei den jungen Prinzen Jérôme nicht, obgleich dieser ein noch höheres Commando führte. „Mort de ma vie . . . habe mir in Breslau die Menagerie angesehen, die der Prinz sich nachkommen läßt . . . er braucht ja einen Hofstaat . . . dafür ist er Prinz, wenn auch ein junger. Wir haben tapfer daran mitgeholfen, daß so viele Fürstlichkeiten sich jetzt mit ihren neugebackenen Krönchen spreizen können. Den Kaiser läßt man sich gefallen . . . aber daß seine kleinen Brüder uns auf einmal so von oben herab ansehen . . . diese prinzlichen Tungen . . . das war nicht abgemacht, als wir dem Bonaparte mit unserem guten Säbel den Weg zum Throne bahnten. Jedenfalls ist dieser Jérôme ein Taugenichts comme il faut. Da giebt's in seinem Hofstaat Frauen seiner Beamten, ihre Freundinnen, Mädchen und Welt Damen. Das ist ein Sappermenter, ein Feinschmecker, ein Virtuos . . . allen Respect! Nichts für ungut, meine Herren! Wir plaudern hier bei einem Glas Wein; wir wissen, was wir unserem Chef schuldig sind, wenn er auch eben erst aus dem Ei gekrochen ist. Wenn man das Glück hat, Bruder eines Kaisers zu sein, so bekommt man seine Vorbeern gratis mitgeliefert. Es lebe der Prinz Jérôme!“

Die Offiziere stießen mit an, so seltsam dieser Toast

auch klingen mochte; doch vor dem Haudegen Vandamme hatten sie mehr Respect als vor dem Breslauer Prinzen. Natürlich folgte bald ein Toast auf den General, den ein bayrischer Rittmeister ausbrachte und den Vandamme schmunzelnd entgegennahm. Inzwischen empfing er Meldungen, sah Karten und Pläne durch, die er gelegentlich mit einigen Tropfen Champagner taufte. Auch der Commissar Hugo von Strahlheim erschien und berichtete die Ankunft Duplasshs. Vandamme empfing ihn besonders freundlich. „Braver Preuße das!“ sagte er zu den Offizieren, „ist in unsere Dienste getreten. Er hat eingesehen, daß zum Heil des Landes über Preußen wie über Bayern und Württemberg unsere Fahnen wehen müssen. Verkehrte Politik, die bei den Russen Schutz sucht! Das sind Erbfeinde aller andern Völker Europas. Haben nichts Rühmenzwertthes als ihre Rnute . . . nur darum können wir sie beneiden!“

Hugo von Strahlheim war bei manchen Offizieren des deutschen Hülfscorps sehr wohl angesehen; doch gab es einige darunter, die ihn mit verächtlichen Blicken musterten. Wenn sie den französischen Bannern folgten, so gehorchten sie nur einem verhaßten Zwang; aber aus freier Wahl zu ihnen zu schwören, während das Vaterland gegen sie unter den Waffen stand, das erschien ihnen wie Abfall und Verrath.

Die Tafel wurde aufgehoben. Vandamme zog sich in sein Cabinet zurück und ließ Duplassh zu sich kommen.

Es war ein im Rococostyl eingerichtetes Zimmer. Auf dem Marmorkamin standen Uhren mit Amoretten, Sevresvasen sowie allerlei Pagoden und Pagödchen.

Bandamme betrachtete mit bösem Lächeln den Krimsfranz und legte sich dann auf die bequeme Causeuse nieder, die Augen halb geschlossen. Duplassy wurde hereingeführt, die Ordonanz verließ das Zimmer.

Bandamme schien sich eine Zeitlang einer behaglichen Mittagsruhe hinzugeben; dann schlug er mit den Sporen an einander und begrub sie in dem zerrissenen Damast des Sophas.

Gähnend sagte er:

„Sie sind Duplassy?“

„Sie haben gewünscht, General?“

Bandamme murmelte etwas wie im Halbschlaf vor sich hin.

„Sie sind ein Franzose?“

„Nein, ein Deutscher . . . ich habe in Paris diesen Namen angenommen, als man in der Revolution die Fremden verfolgte.“

Der General winkte Duplassy näher heran, dann sah er ihn mit halbgeöffneten Augen schläfrig an.

„Sie waren in Paris?“

„Ich wäre fast ein Opfer der Guillotine geworden.“

Bandamme erhob sich sporenklirrend.

„Mort de ma vie . . . was hatten Sie bei uns zu suchen? Robespierre hatte Recht, unter dem fremden Ge-

findel aufzuräumen. Und wie sehen Sie aus! Sie sind ja ein curioser Heiliger! Man könnte sie eher für einen Bettelmönch halten, als für den Besitzer dieses Schlosses. Es gehört Ihnen doch?"

„Ja, General!"

„Und wie ich höre, auch noch andere Schlösser . . . ich habe mir Alles aufschreiben lassen . . . wir werden sie nicht verschonen, Monsieur . . . Sie verdienen eine Züchtigung."

„General!"

Bandamme ging mit rothglühendem Gesicht hin und her und umkreiste den Rosenkreuzer, wie der Tiger seine Beute.

„Sacredieu! Sie sind Eigenthümer dieses Schlosses, in welchem ich, General Bandamme, abgestiegen bin, und haben es nicht der Mühe werth gehalten, mich zu begrüßen, sich um mich zu bekümmern. Das ist Insubordination . . . denn ich bin der Gebieter hier in diesen Landen."

„Meine Beamten . . ."

„Das wagen Sie mir zu sagen?" rief Bandamme heftig auffahrend, indem er vom Marmorsims zwei Pagoden herunterriß und sie dem Rosenkreuzer vor die Füße schleuderte, daß sie klirrend in Scherben zerbrachen.

„Ihr Dienstpersonal soll mir die Honneurs machen? So respectirt man des Kaisers Autorität in dieser Provinz? Sie hätten den Kopf verwirft. Denn das sage ich

Ihnen, wir spaßen hier nicht. Die Kugel steckt immer im Lauf und wartet nur der Ordre, wohin sie fliegen soll."

"Ich kenne diese militärische Barbarei, unter der das neue Jahrhundert senkt."

"Parbleu . . . Sie sind ein Rebell . . . ein deutscher Verschwörer . . ."

"Das bin ich nicht; ich habe mich begeistert für das Frankreich der Revolution, bis es die Ideale der Menschheit in einem Blutbad ertränkte. Jetzt bin ich ein Mann des Friedens, ich hasse den Krieg; er drückt dem Menschengeschlecht den unauslöschlichen Rainsstempel auf."

Bandamme stieß ein heiseres Lachen hervor. „Haha, ein Friedensprediger! Diese Sorte kenne ich, das Ende vom Liede ist doch immer: „Knüppel aus dem Sack!“ Blutige Köpfe, Mord und Brand . . . oder ist's anders geworden nach der großen Predigt der Menschenliebe? Ein paar Flammen mehr, die man extra anzündete, um Knochen und Nische zu sammeln aus verkohlten Menschenleibern. Mort de ma vie . . . Sie schelten den Krieg, und doch ist er die große Wurfsschaufel, welche Spreu und Weizen sibt. Der Weizen sind die Soldaten, die sich in ehrlichem Kampfe gegenüberstehen, die Spreu ist das andere Menschenvolk; an dem ist nichts gelegen, wenn's in alle Lüfte zerfliehet."

"Und doch kam von Frankreich das Evangelium der Gleichheit."

"Ich war auch ein General der Revolution," sagte Bandamme sich stolz emporrichtend, als wüchse er bei dieser

Erinnerung über den General von Bonapartes Gnaden hinaus.

„Und auch Sie gehorchten damals der Spreu, den Advocaten, die den Staat regierten.“

„Das waren Alles Soldaten, die auf Tod und Leben kämpften. Auf jedem Schritt begegneten sie dem Tod, und den Schrecken säten sie aus, wo sie standen und wandelten. Das war mein Element . . . es galt, den Feind vom Erdboden wegzufegen . . . erbarmungslos . . . und ich parirte Ordre. Haha . . . man hat mich oft deshalb verlästert. Der Convent hatte befohlen, keinen Emigrirten, welche gefangen wurden, Pardon zu ertheilen. Als ich Menin mit stürmender Hand genommen, nahm ich einige Hundert dieser Vaterlandsverräther gefangen und ließ sie Alle über die Klinge springen. Als Soldat gehorchte ich dem Befehl, als Patriot rächte ich mein Vaterland. Das war die Schule von Danton und Robespierre . . . und sie ist gut. Tausende liegen auf den Schlachtfeldern: warum soll man die Verräther schonen? Ihr Leben ist keinen Schuß Pulver werth.“

„Das war grausam und unmenschlich, General.“

„Ein rascher Tod ist nichts Grausames — eine sinnlose Kanonenkugel läßt ihre zerfleischten Opfer oft tagelang dahinsterben . . . als ob so viel daran gelegen wäre, die Pulsschläge einer matten Seele durch ein paar Kalenderjahre hindurch wach zu erhalten. Damals waren wir die Herren. Herr sein, gebieten, vernichten — das ist Alles!

Das allein heißt Mensch sein. Was sind Sie mit all Ihrer Weisheit und Ihren teufelmäßigen Reichthümern, wenn ich Sie drunten am Thürpfosten aufhängen lasse?"

„Das dürfen Sie nicht, General!"

„Ich darf, was ich will! Ueber solche Kleinigkeiten wird im Krieg kein Register geführt."

„Nun denn, so will ich Ihnen wenigstens den Anlaß dazu geben!" sagte Duplassy sich stolz aufrichtend. „Ich hasse Ihren Kaiser, weil er die entfesselte Meute des Kriegs durch Europa jagt, weil er alle Gedanken niedergetreten hat, die selbst noch im blutigen Sumpf am Fuße der Guillotine erblühten, weil er die brutale Gewalt, vor welcher es allen edeln und frommen Denkern ekelte, auf den Thron gesetzt hat."

„Wie ich diese Uhr zerschmettere," rief Bandamme im höchsten Zorn, vom Marmorkamin die Amorettenuhr herunterschleudernd, daß die Liebesengel Arm und Bein brachen und das Glockenwerk mit einem kläglichem Mißlaut zusammensank, „so möge Sie und Ihresgleichen der Teufel holen."

„Ich hasse den Kaiser und seine Helfershelfer . . . denn er hat uns wieder weit zurückgeschleudert von dem ersehnten Ziel der Freiheit und des Glückes . . . er hat dem Jahrhundert den zerfleischenden Sporn gegeben und es in den Sattel gedrückt, daß es niederreite Alles, was mit dem Adel der Menschenwürde ihm gegenübertritt. Nun walten Sie Ihres Amtes . . . ein freimüthiges Wort

hören Sie ja nicht in diesem geknechteten Lande. Doch mich erhebt es, daß ich sagen darf, was Tausende fühlen, daß ich's einem Satrapen des Mächtigen in's Gesicht schleudern darf!"

„Wohl“ . . . rief Vandamme mit den Zähnen knirschend, „ich will Sie apportiren lehren. Wache! Wache!“

Die Ordonanz und die Soldaten traten ein.

„Diesen Mann hier in den Keller . . . eine Wache vor die Thüre. Wenn wir aber zu Tisch gehn, da wird er heraufgebracht und hilft Bedienung machen . . . den Wein einschenken. Ist's eine schlechte Sorte, fliegt ihm die Flasche an den Kopf . . . Teller fortnehmen und aufsetzen und den Braten tranchiren . . . ich will's ihm zeigen, wie man Gastfreundschaft übt und hohen Gästen schuldigen Respect zeigt.“

Der Rosenkreuzer wurde abgeführt. Hauptmann Bögner nahm ihn achselzuckend in Empfang und führte ihn, nachdem ihm der Befehl des Generals mitgetheilt worden, in ein Souterrainzimmer, das früher der Portier bewohnt hatte und das allenfalls für einen, wenn auch sehr wohnlichen Kellerraum gelten konnte. Duplassy bat den Hauptmann, er möchte den Beamten mittheilen, daß sie einen Boten an seine Tochter schickten, er bat um Tinte und Papier, um einige Zeilen an sie zu schreiben: „Sorge nicht um mich,“ lauteten die aufgezeichneten Worte; „der General hält mich hier als seinen Gefangenen zurück; doch wird das voraussichtlich nicht lange währen. Sei

mein tapferes Mädchen und halte unser Haus im besten Stand . . . ich hoffe, Dich bald wieder an mein Herz zu schließen, wenn der Bohn Vandammes verbraucht sein wird."

Hauptmann Bögner, der mit einigen geflüsterten Worten seiner Hochachtung für den Menschenhinder Vandamme unverhohlenen Ausdruck gab, besorgte pünktlich den Brief, den der Beamte eines Vorwerks alsbald in die Burg Rübezahls trug.

Am Abend mußte der Einsiedler in der That Knechtsdienste thun, dem General und seinen Offizieren die Gläser füllen und dem Höchstgebietenden die Speisen vorsetzen. Vandamme erlaubte sich einige brutale Scherze mit dem alten Manne, die das wiehernde Gelächter der Tischgenossen erregten.

"Er kann die Kriegsknechte nicht leiden, der alte Wüstenprediger! Dafür soll er ihnen Wein einschenken, um ihr Kriegsfeuer zu nähren. Frisch! Frisch . . . nicht so lässig, alter Charlatan! Er ist ein Goldmacher, hat sich mit seinem Hexengold lauter Schlösser gekauft. Doch wir wollen den Zauber zerstören. Wie heißt Dein nächstes Schloß, graubärtiger Mundschenk? Bekenne! Sonst zupfen wir Dich an Deinem Bart, bis Du erkennst, was Du für ein vermaledeiter Sklave bist."

"Albendorf heißt mein nächstes Schloß."

Vandamme wandte sich zu den Offizieren:

"Liegt Einquartirung dort?"

Der Adjutant sah auf der Karte nach.

„Nein, General!“

„Zwanzig Mann von der Reserve dorthin, sie sollen Alles erbrechen und zertrümmern.“

In diesem Augenblick ertönte das Trompetengeschmetter vorüberziehender Kavallerie; den ganzen Tag über schon hatten sich Trommelwirbel vernehmen lassen.

„Lustig, lustig,“ rief Vandamme, „nehmt den Alten wieder in Gewahr! Und jetzt einen Nachtritt, meine Herren! Der Mond scheint hell. Unsere Truppen rücken in die Grafschaft ein, wir wollen in aller Frühe schon Revue über sie halten. Allons, marchons!“

Drittes Capitel.

Der graue Mann auf Schloß Berneck.

Mögen dort um Glaz die Kanonen donnern: es giebt im Schlesierland noch stille Gegenden genug, über welche der Frühsummer seine goldenen Tage und Sommer-nachtsträume ausschüttet. Das muntere Mädchen dort, das mit fliegendem Gelock zwischen den grünen Junisaaten und den gelbblühenden Rapsfeldern dahin eilt, immer den Hut in der Hand, immer bereit, das Pfauenauge und den Schwalbenschwanz einzufangen und den Trauermantel, wenn er mit seinen dunklen Schwingen sich aus dem Buchenwald hinaus an den Waldrand wagt, athmet in ihrem ganzen Wesen das Glück des Friedens. Und doch schweift auch mancher bange Gedanke des anmuthigen Naturfindes hin-

über zu den Schlachtgewittern: doch wo Alles so warm und sonnig, glücklich und freundlich ist, da kann ihr auch der Pulverdampf nicht lange vor Augen schweben; sie scheucht ihn rasch auch aus ihren Träumen fort und erfreut sich an der warmen, sonnigen Landschaft.

Sulchen von Bedwitz ist nicht einsam auf Schloß Berneck: eine Pensionsfreundin Emma Werner ist bei ihr, ein älteres Mädchen, etwas zurückhaltend und schwärmerisch; doch so ergänzen sich ja die Freundinnen. Zusammen wandeln sie auf den Rainen zwischen den Kornfeldern und am Waldesaum, oft noch am späten Abend, wenn die Johanniskwürmchen ihr wandelndes Licht angezündet haben und es aus allen Hecken und Büschen leuchtet und glüht, als beseelten sich die Pflanzen, als feiere die Natur ihr Allerseelenfest.

Und noch ein anderer Besucher hatte sich auf Schloß Berneck anmelden lassen: Kurt war gekommen, um über das Schicksal seiner beiden Freunde nähere Erkundigungen einzuziehen: er war von dem alten Herrn und Frau von Bedwitz sehr freundlich empfangen worden und hatte es alsbald nöthig gefunden, sich zu entschuldigen, daß er sich nicht ebenso wie Erich dem Glazer Freicorps angeschlossen habe.

„Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein kaum Genesener; die Aufregungen der Belagerung hatten mich mürbe gemacht . . und wenn man schon ein innerlich Erregter, ein Begeisterter, ein Dichter ist, so erträgt man nicht den An-

sturm, der von außen in die Seele bringt. Ich habe lange Wochen am Typhus danieder gelegen, und meine Seele ist dem Tode gleichsam unter den Händen davongeschlüpft. Ich bin noch etwas schwach und matt und würde die Strapazen nicht ertragen, die mit dem Kriegsdienst verbunden sind. So dien' ich denn unter den Fahnen den Mäusen weiter. . . bald hab' ich den dritten Act meiner Zauberoper Rübezahl vollendet."

Den alten Bernack wandelte zwar die Furcht an, der Dichter könne das Manuscript mitgebracht haben und es drohe eine Vorlesung. . . doch er trotzte der Gefahr und wahrte das Gastrecht, indem er Kurt einlud, sich hier in der frischen Luft, auf den sonnenlichten Fluren zu erholen, so lange es ihm gefiele.

Zulchen tauschte mit der Freundin ihre unmaßgeblichen Ansichten über den neuen Gast aus. „Ich kenne ihn von früher. Ach Gott, ist das ein verschwommener Mensch geworden! Und was er für Augen hat. . . es ist, als ob immer ein Schleier darüber läge. . . und wie er geht und steht. . . er huscht immer so hin und her. . . und diese Blässe. . . oft ganz kalkweiß oder wie ein Leintuch, auf das der Mond scheint; auf mich macht er einen ganz unheimlichen Eindruck, obgleich er ein ganz guter Mensch zu sein scheint!"

Zu Zulchens Verwunderung theilte Emma nicht diese ablehnende Ansicht.

„Menschen von Talent sind eben anders als die andern; sie haben etwas Apartes. Und gar das Genie. . . wie oft

geht es mit körperlicher, sogar mit geistiger Krankheit Hand in Hand. Diese Sonntagskinder kann man nicht mit dem Alltagsmaße messen. Kurt ist jedenfalls ein feiner, interessanter Mensch.“

Sulchen trällerte ein Liedlein vor sich hin; es lag darin durchaus nicht die Zustimmung zu den Behauptungen der Freundin; sie zeigte damit nur ihre souveräne Gleichgültigkeit gegen den gepriesenen Jüngling.

Merkwürdigerweise aber wandte Kurt seine ganze Neigung dem Schloßfräulein zu: ihr folgte er auf Schritt und Tritt, ihr wand er die schönsten Feldblumensträuße; ja, er wußte es so einzurichten, daß er stets an ihrer Seite war, wenn sie einmal allein durch den Garten ging; Blumen mit Liedern wanderten in ihr Zimmer, leider! Alles vergeblich; höchstens declamirte ihm Sulchen im Laufe des Tages einige seiner Verse vor, aber mit böswilliger Einstellung im abschreckendsten Ton. Kurt litt unsäglich, die Trösterin war indeß so nah; doch von diesem Fräulein Werner wollte er durchaus nichts wissen, und als sie einmal von Novalis zu sprechen begann, da überkam ihn eine fröstelnde Erinnerung an die ungekämmt Grazil im Keller des Hatzfeld'schen Palais, und er sagte ärgerlich:

„Lassen wir den guten Novalis schlummern! Der gehört nicht auf den lauten Markt, nicht in das alltägliche Gespräch; den muß Jeder still im Herzen tragen.“

„So denk' und fühl' auch ich,“ versetzte Emma Werner in stiller Resignation.

Inzwischen war bei dem alten Berneck ein Gast eingetroffen, der Sulchens Spottlust herausforderte: sie nannte ihn nur die „graue Motte“.

In der That schien Herr von Strahlheim keine andere Farbe zu kennen, als das eintönige Grau der Nachtgeschöpfe — und seine kleine Figur machte eben den Eindruck eines Wichtelmännchens. Als Erich von Hugo aus Breslau hinausgeleitet wurde, hatte er von diesem die Adresse des Vaters erfahren, und der Obrist hatte kaum durch den Sohn davon Mittheilung erhalten, als er an den alten Herrn von Strahlheim schrieb und diesen zu einem Besuche auf Schloß Berneck einlud.

Das graue Männchen erschien und machte durch seine vorsichtige Zurückhaltung und sein diplomatisches Wesen auf den alten Haudegen keinen sonderlich gewinnenden Eindruck.

Sie saßen zusammen in der grünumspunnenen Veranda bei einer Tasse Kaffee. Der Oberst rauchte tapfer seine Pfeife; auch dem Gast war ein Saugrohr mit Meerschäumkopf überreicht worden. Frau von Bedwitz hatte sich zurückgezogen, um die Unterhaltung nicht zu stören; das böswillige Gefinde schob ihr zwar die von ihr stets bestrittene Absicht unter, eine nachdenkliche Stunde auf ihrem Sopha zu verträumen.

„Ich habe Sie hergebeten,“ sagte der Oberst, indem er unter seinem Schnauzbart wohlwollend hervorlächelte, „um mit Ihnen ein Stündchen über eine Angelegenheit zu

verplaudern, in die Sie wie wenige und vielleicht überhaupt als der Einzige eingeweiht sind. Ich habe Ihnen bereits angedeutet, worüber ich mit Ihnen im Vertrauen zu sprechen wünschte."

"Ich glaube, davon unterrichtet zu sein," sagte der graue Mann, dessen Gesicht sich in etwas mürrische Falten zog.

"Ein alter Forstgehilfe, den ich in Dienst genommen," versetzte der Oberst, „hat mir vor einiger Zeit ganz zufällig mitgetheilt, daß er vor langen Jahren im Dienste des Grafen Franken gestanden und ein Testament als Zeuge unterschrieben habe, zusammen mit sechs anderen nach den Bestimmungen des Landrechtes. Vom Inhalte desselben habe er sowenig wie die Andern Kunde erhalten: vielleicht wisse Herr von Strahlheim Näheres darüber, der damals das Vertrauen des gnädigen Herrn Grafen besessen und Verwalter seiner sämmtlichen Güter gewesen sei. Ich habe doch die Ehre, diesen Herrn von Strahlheim zu sprechen?"

Der Gast verneigte sich höflich, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und einige Rauchwölkchen sich in den Lüften kräuseln ließ.

"Ich habe mich natürlich bemüht, Ihre Adresse zu erhalten. Es ist zweifellos, daß jenes Testament nicht dasjenige sein kann, welches gerichtlich aufgenommen und bei den Gerichten deponirt worden ist. Es muß sich um ein zweites, ein außergerichtliches handeln, welches gewiß das erste aufhob."

„Könnte ja auch umgekehrt sein,“ warf der graue Mann ein; „doch Sie werden wohl Recht haben.“

„Die Zahl der Zeugen spricht dafür, daß hier ein außergerichtlicher letzter Wille vorliegt . . . auch bestimmt unser Gesetz, wie ich von einem Juristen erfahren, daß den Zeugen der Inhalt des unterschriebenen Testaments nicht mitgetheilt werde.“

„Ich bemerke noch“, sagte der alte Strahlheim mit einem sarkastischen Lächeln, „daß ich auch zu diesen Zeugen gehörte, womit Sie meine Unkenntniß entschuldigen mögen.“

„Halt, halt, mein liebster Herr,“ rief der Oberst, indem er sich lebhaft erhob, „da muß ich Ihnen doch in die Parade fahren. Als Zeuge mögen Sie nichts Näheres von jenem Testamente wissen, aber als Vertrauensmann des Grafen . . .“

„Der bin ich nicht gewesen; ich war sein Beamter, sein Gutsverwalter. Den Vertrauensmann mögen Sie wo anders suchen. Sie wissen ja, wer sein Erbe war.“

Der Oberst merkte, daß er einen sehr zähen Diplomaten vor sich habe, und fing an, einen Ton anzuschlagen, der sich auch in ein sprödes Herz einzuschmeicheln versteht.

„Ich will mit Ihnen im Vertrauen sprechen: ich selbst bin ein so entfernter Anverwandter des Grafen Franken, daß ich persönlich auch bei einem der Verwandtschaft günstigen Testament nur auf ein kleines Legat rechnen könnte: da sind aber die nächsten Vettern, die jungen Grafen Sternberg, die als Haupterben sich für jede Mittheilung sehr dankbar

beweisen würden. Ich habe den jungen Grafen gesprochen, Er ist bereit, sich mit Ihnen in einer Weise zu verständigen, die Ihnen sehr willkommen sein dürfte."

"Luftschlösser," sagte der graue Mann, vor sich hinqualmend.

"Ich kann Ihnen schon jetzt tausend Thaler zusichern, wenn Sie mir wahrheitsgemäß mittheilen, was Sie von der Existenz eines zweiten Testamentes wissen."

"Ein Mann, ein Wort," versetzte Strahlheim, indem er seine ablehnende Haltung aufgab und dem Obersten über den Tisch hinüber die Hand reichte.

"Wir nehmen Alle an," fuhr dieser fort, "daß den Grafen Neue anwandelte über die Verschleuderung seines Erbes an den Vagabunden, über die Zurücksetzung seiner Familie und daß er in einem zweiten Testament die Ueber-eilung wieder gut zu machen suchte."

"Auf Grund unserer Abmachung will ich gern bestätigen, daß er diese Absicht hegte; er wollte zwar seinem Freund und Gefinnungsgenossen das Erbe nicht rauben, das er ihm zugedacht; doch er sprach von einer Bedingung, welche den Rückfall desselben an die Familie ermögliche. Ich kann nicht leugnen, daß ich selbst diese Bedenken in ihm wachgerufen und wachgehalten habe, bis er zur Ausführung schritt. Er hat in der That ein zweites außergerichtliches Testament gemacht."

"Und sein Inhalt?"

„Wird wohl jenen guten Absichten entsprochen haben; das Nähere weiß ich nicht.“

„Und wo ist das Testament geblieben?“

„Es war unauffindbar, es ist verschwunden.“

„Unmöglich!“

„Und doch ist es so! Vergebens rieth ich dem Grafen, auch dies zweite Testament in gerichtliche Form zu kleiden . . . er war schon schwach und krank und hatte die thörichte Scheu, dem Gericht gleichsam einen Widerruf einzureichen. Er konnte ja auch so die gesetzliche Form beobachten . . . und es war ihm bequemer. Doch wo das Testament geblieben? Es sind nur zwei Möglichkeiten.“

„Bitte, bitte, welche Möglichkeiten?“

Der Oberst war so gespannt auf diese Mittheilungen, daß er seine Pfeife ausgehen ließ.

„Einmal kann der Graf das Testament selbst wieder vernichtet haben . . . er war zuletzt so wankelmüthig in seinen Entschlüssen, daß er von heute zu morgen seine Absichten änderte. Irgend ein Brief des Rosenkreuzers . . . eine Aufwallung der Freundschaft . . . eine Mahnung an das gemeinsame Wirken, an des Bundes hohe Aufgaben, und er vergaß wieder alle Rücksichten, die er seiner Familie schuldig ist, und warf das Document in die Kaminflammen.“

„Dann wären wir freilich am Ende unseres Lateins,“ versetzte der Oberst enttäuscht; „und die andere Möglichkeit?“

„Er kann das Testament irgendwo in seinen Schlössern

deponirt, verborgen haben . . . der plötzliche Krankheitsanfall, der seinen Tod zur Folge hatte, hinderte ihn, irgend Jemand Mitteilung davon zu machen. Und nachdem der vom Gericht bestätigte Erbe von diesen Schlössern Besitz ergriffen . . . wer hätte darin suchen und nachforschen können? Er gab dies gewiß nicht zu, dessen Erbschaft durch solch einen Fund bedroht worden wäre."

„Und wo ist der Graf gestorben?"

„Auf Schloß Osmannsdorf; doch er reiste krank und schwach und in Betten verpackt oft noch von einem Schloß auf das andere."

„Und haben Sie nicht gleich vor dem Erbesantritt, vor der Besitzergreifung des Rosenkreuzers Untersuchungen angestellt?"

„Wohl . . . doch sie blieben vergeblich."

Der Obrist stand auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab; dann legte er die Hand auf die Schulter des grauen Mannes.

„Herr von Strahlheim . . . beginnen Sie diese Untersuchungen von Neuem. Graf Sternberg wird mit Ihnen einen Contract abschließen, der den Finder dieses Testaments fürstlich belohnt . . . ich will dies gern vermitteln! Es ist nicht Eigennuß von mir, Sie können es glauben, nur Familiensinn, der einem fremden Eindringling nicht gönnt, was den rechtmäßigen Erben entzogen wird."

„Es ist eine schwere Aufgabe, die Sie mir stellen, doch nicht ganz undankbar; denn ich persönlich glaube auch

an die Existenz eines solchen Testamentes. Auch wird das Nachsuchen jetzt dadurch erleichtert, daß die Franzosen zum Theil auf jene Schlösser Beschlag gelegt haben. Mein Sohn ist in ihre Dienste getreten."

Der graue Mann nahm eine Priße und beobachtete die Miene des Obersten; er war auf eine Explosion gefaßt.

"Das ist empörend," brach der alte Haudegen los.

"Mag sein," versetzte Strahlheim mit großer Gemüthsruhe, ihm die Dose hinreichend, „doch uns kommt es in diesem Fall zu Statte. In Dsmannsdorf ist Vandammes Hauptquartier; mein Sohn hat dort Zutritt; er kann ungestört Alles im Hause drunter und drüber sehen; die Anderen machen's ja nicht besser."

"Sie erleben wenig Freude an Ihrem Sohn," sagte der Oberst, „doch im Grunde kümmert's mich nicht. Noch eins: Sie waren der Verwalter der sämmtlichen Güter der Grafen Franken?"

„Lange Jahre hindurch."

„Und warum sind Sie bei jenem Nachfolger nicht geblieben?"

„Herr Oberst," sagte der graue Mann, sich emporrichtend und mit einem Aufleuchten seiner Augen, „die Strahlheims sind eine alte Familie; es ist schmerzlich für den Sproßling einer solchen, eine abhängige Stellung einzunehmen. Bei einem Magnaten, wie Graf Franken, mochte ich die berechtigte Scheu überwinden, in ein Verhältniß der Dienstbarkeit zu treten. Bei jenem Abenteurer aus dem

Pfarrhaus mit seinem neuaufgewärmten Adel, der mit mir zusammen früher auf Schloß Sternberg zum sogenannten Personal gehörte, konnte ich mich unmöglich als ein untergeordneter Beamter verdingen. Das verbot mir mein Familienstolz, und ein Mann, wie Sie, Herr Oberst, wird mich verstehen."

Sezt drückte der alte Berneck ihm wieder die Hand.
„Vollkommen! Ich weiß nicht, wie Sie bisher gelebt haben . . ."

„Ein kleines Legat des Grafen Franken . . . doch schon seit geraumer Zeit lebe ich vom Capital."

„Hoffen wir," sagte der Oberst, „daß unsere heutige Unterredung den Anlaß giebt, Ihnen ein standesgemäßes Leben zu sichern. Auf mich dürfen Sie zählen; ich werde mit dem Grafen Sternberg Alles in Ordnung bringen. Und nun genug von Geschäften . . . machen wir einen Spaziergang im Garten."

Der Oberst stopfte sich seine Pfeife und behaglich schmauchend schritt er aus der Veranda mit seinem Gast in die Anlagen hinaus, die das Schloß umgaben.

Viertes Capitel.

Zwischen zwei Feuern.

Der Oberst hatte große Lust, seinem Gaste die Wirthschaftsgebäude zu zeigen, die er zum Theil neu hatte

herstellen lassen: die Scheunen und Ställe, die ein stattliches Viereck bildeten. Ein so kundiger Gutsverwalter wie Strahlheim würde ihm gewiß das ersehnte Lob in vollem Maße gespendet haben; doch als sie sich dem eisernen Gitterthor des Gartens näherten, bemerkten sie, wie gerade eine gelbe Kalesche mit Apfelschimmeln vorfuhr. Etwas mißvergnügt über die unliebsame Störung, mußte der Oberst doch als galanter Wirth die Honneurs des Hauses machen und half der Frau von Rosen aus dem Wagen. Sie war heute sommerlich gekleidet, hatte sogar helle Farben gewählt; aber der Wagen war mit einem Ballast von schweren dicken Tüchern für die Rückfahrt betrachtet.

Frau von Bedwitz fand sich auch rasch zur Begrüßung ein, sie hatte ihre nachdenklichen Nachmittagsbetrachtungen abgekürzt, als sie das Geräusch des Wagens gehört.

„Wo ist Zulchen,“ fragte Frau von Rosen schon beim Aussteigen und wiederholte diese Frage mehrmals, bis die Gesellschaft in der Laube Platz genommen . . . „ich habe Nachrichten von Friedrich . . . das wird sie interessiren.“

„Sie erfährt ja von Erich, was sie zu wissen braucht,“ warf Frau von Bedwitz kurz ein, mit etwas verdrossenem Ton.

„Erich ist gar nicht mehr in der Grafschaft,“ sagte Frau von Rosen siegsgewiß.

Das ganze Berned'sche Haus gerieth bei dieser Mittheilung in Unruhe.

„Wo ist er denn in aller Welt?“ fragte der Oberst.

„Abcommandirt in's Riesengebirge, um dort Truppen zu werben," versetzte Frau von Rosen. „Da sehen Sie, daß die Briefe Friedrichs das Neueste enthalten.“

„Erich abcommandirt? Warum in aller Welt schreibt er denn nicht?" sagte der Oberst ärgerlich.

„Da lob' ich mir meinen Friedrich, der ist von erstaunlicher Pünktlichkeit.“

„Darüber braucht man auch Erich keinen Vorwurf zu machen," versetzte Frau von Zedwitz; „wenn er nicht geschrieben hat, so kann ihn nur der Dienst daran gehindert haben.“

„Doch wo ist Sulchen?" fragte die Nachbarin mit wachsender Unruhe: sie hatte bereits zwei Briefe vor sich auf den Tisch gelegt; doch sie wartete mit der Vorlesung, bis der Hörerkreis keine Lücke mehr aufwies.

„Sulchen ist mit einer Freundin und mit einem jungen Gast spazieren gegangen.“

„Ein junger Gast?"

„Ja, Kurt von Barden.“

„Ach der Romantiker Kurt, der Schwärmer Kurt! Und den lassen Sie so getrost mit dem Mädchen spazierengehn? Das sind gefährliche Leute, diese Poeten . . . schwärzen das Blaue vom Himmel herunter, haben so süße Schmeicheleien, die sie mit einem Blumenstrauß den Mädchen an die Brust stecken. Und so ein armes Ding ist so leicht bethört . . . wenn so das schöne warme Sonnenlicht auf den goldnen Aehren ruht . . . dann öffnen sich die Herzen. Und

dann der Mondſchein . . . Sie laſſen ſie doch nicht auch im Mondſchein ſpazieren gehn?"

„Sie haben Recht, liebe Freundin," verſetzte Frau von Bedwiß, die ſich auf einmal im ſchönſten Einklang mit ihrer Gegnerin fand; „bei einem anderen Mädchen würde das wohl Bedenken haben, doch mein Zulchen iſt taft- und bibelfeſt."

Frau von Roſen zuckte doch etwas ungläubig mit den Achſeln; ſie mußte des Mittaggeſſens im Rautenkranz denken und der thörichten Freude, welche das Mädchen über die weltlichen Reden im Nachbarſalon empfand.

„Ich ſage Ihnen: bibelfeſt," wiederholte Zulchens Mutter nachdrücklich; „ich mag ſie überhören, ſo oft ich will, Sprüche aus dem Alten und Neuen Teſtament: ſie kann ſie alle wie am Schnürchen herſagen. An die Korinther, an die Römer, an den Timotheus oder die Weiſheit Salomons: es iſt ihr Alles gleich geläufig; auch die Pſalmen, das Hohe Lied . . ."

„Nun, was das Hohe Lied betrifft . . ."

„Damit iſt die Kirche gemeint, die chriſtliche Kirche"

„Doch der Steckbrief dieſer ſchönen Sulamith und ihrer körperlichen Qualitäten paßt doch nicht auf die Kirche," verſetzte der Oberſt mit böſem Lächeln.

„Ich kenne dieſe Reſereien," fuhr Frau von Bedwiß fort, „doch ich halte mich an die großen Bibelforſcher. Gleichviel . . . Zulchen iſt chriſtlich erzogen und wird ſich

nichts vergeben. Dann ist auch ihre Freundin zugegen, und die hat, wie mir scheint, ein Auge auf Kurt geworfen."

"Das ist gut, sehr gut . . . solch eine eifersüchtige Freundin . . . das ist ein besserer Schutz als die Bibel."

Während der Kaffee aufgetragen wurde, dauerten diese Debatten noch fort; dann erschienen die Spaziergänger. Sulchen wurde von Frau von Rosen mit stürmischer Freude begrüßt, welche fast den Tisch mit dem Kaffeeservice in's Schwanken brachte. Kurt erhielt in seiner zweideutigen Eigenschaft als möglicher Nebenbuhler einen nicht sonderlich verbindlichen Gruß. Emma Werner aber wurde, obschon nicht den höheren Ständen angehörig, doch etwas verbindlicher behandelt, wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaft als Blißableiter.

Raum hatte Sulchen am Tisch Platz genommen, da rief ihr Frau von Rosen zu, indem sie ihr mütterlich die Hände auf die Schultern legte:

"Denke Dir, liebes Kind, Friedrich hat mir geschrieben . . . o, wie sie da tapfer sind in der Grafschaft! Er ist immer unter den Ersten."

"Erich auch," fiel Frau von Bedwitz hastig ein; „er hat das Vertrauen des Grafen Gößen, er ist mit einem wichtigen Auftrag in's Riesengebirge gesendet worden."

"In's Riesengebirge," versetzte Sulchen, "was soll er denn dort beim alten Rübezahl?"

Und kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, als sich ihre Züge verdüsterten; es war ihr etwas sehr Unange-

nehmes eingefallen, und der Streußelkuchen, auf den sie eben Beschlag gelegt, zerbröckelte ihr unter den Händen.

„Er läßt Dich herzlich grüßen, mein Friedrich, höre nur, was er Alles schreibt.“

Und während Frau von Rosen ihre Augen mit großen Brillengläsern bewaffnete und dann den Brief mit dem nöthigen Nachdruck vorlas, besleißigte sich Frau von Bedwitz einer etwas lärmenden Gastfreundschaft, indem sie die Lectüre fortwährend mit klappernden Tassen, mit freundlicher Nöthigung, zuzugreifen, so oft sie den Streußelkuchen präsentirte, unterbrach und ihre Tochter ermunterte, in gleicher Weise die Honneurs zu machen.

Frau von Rosen warf ihr mehrmals durch die Brille einen strafenden Blick zu und wiederholte die Sätze, deren Zusammenhang durch die Zwischenreden der Freundin gelitten hatte, nochmals mit energischer Betonung. Der Oberst hörte aufmerksam zu: die Ereignisse des Glaker Guerillakrieges interessirten ihn lebhaft, und auch sein Erich spielte ja dabei eine Rolle, obgleich die Vorleserin über die betreffenden Stellen mit einem gleichgiltigen, etwas gedämpften Ton hinwegglitt; der alte Strahlheim betrachtete mit sarkastischem Lächeln den Krieg der beiden Frauen. Kurt stand etwas abseits an den Pfosten der Weisblattlaube gelehnt; er fühlte sich mißgestimmt durch die Erzählung von den Heldenthaten seiner Freunde. Emma Werner aber schmachete zu ihm hinüber; er blieb ihr Held, wenn auch kein einziger Skalp eines getödteten Franzosen an seinem

Gürtel hing. Es war keine Frage . . . Frau von Rosen hatte diesmal den Sieg davongetragen; die Briefe waren so frisch und lebendig geschrieben; es wehte ein so kriegerischer Geist darin, daß die ganze Hörerschaft dem jungen Offizier Beifall spendete. Auch Sulchen zeigte einen Antheil, welcher der Mama sehr wenig gefiel. Ihre Fragen nach den Ortschaften, bei denen die Gefechte stattgefunden, beunruhigte sie um so mehr, als Erich bei dem letzten nicht zugegen gewesen war.

Frau von Bedwitz hatte das Gefühl, als ob das Herz ihrer Tochter durch böse Hinterlist dem Vetter abtrünnig gemacht würde, dem sie es ein für allemal von Jugend auf zugebracht; sie fühlte sich heute sehr gedemüthigt, und da sie wenig christliche Demuth besaß, trotz ihrer biblischen Rechtgläubigkeit, so mischte sich ein gut Theil innerster Empörung in dies Gefühl, die Partie, wenigstens am heutigen Tage, verloren zu haben; Frau von Rosen aber umgab das liebe Sulchen mit zärtlichen Liebesjungen und schlürfte dann den Kaffee mit dem Behagen, das der Sieger nach einer gewonnenen Schlacht empfindet.

Und doch . . . das Kriegsglück wendete sich plötzlich in unerhoffter Weise . . . sie wollte ihren Augen nicht trauen; altersschwaches Bittern kam über sie, als sie die Tasse aus der Hand setzte . . . war es eine Geistererscheinung? Angstvoll fragend blickte sie zur Rechten und zur Linken, als flehte sie um Hülfe gegen ihre eigene erregte Phantasie.

Doch schon hatten sich Alle erhoben und begrüßten mit lebhaftem Freudenruf den Offizier, der am Eingang der Laube erschien . . es war Erich, der leidhaftige Erich in schmucker Uniform . . und Frau von Rosen mußte es ruhig mit ansehen, daß Sulchen ihm um den Hals fiel und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte wegen des abscheulichen Vorrechts, das solch ein Vetter vor andern Verehrern besitzt, und sie mußte es ruhig mit anhören, daß Sulchen ausrief, die Uniform stehe ihm zum Entzücken! Aehnliche Gedanken hegte der alte Oberst: sein Wunsch, den Sohn als Offizier zu sehen, war ja auf einmal erfüllt: leider! hatte er immer noch die böse Absicht, später den Degen mit der Feder zu vertauschen.

Erich wußte viel zu erzählen und stellte dadurch den brieflichen Berichterstatte, zur Verzweiflung der Frau von Rosen, in den Schatten: denn das lebendige Wort, begleitet von der feurigen Geberde der begeisterten Jugend, übte doch eine weit größere Wirkung aus. Lange blieb der Hörerkreis um den Kaffeetisch versammelt, und erst als die Tafelrunde sich aufgelöst und Erich sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, stellte sich Sulchen auf die Lauer an der Treppe, wo sie die Drangerie auf den Abhängen begoß, immer wieder, bis die Pflanzen dastanden, als wäre vorher ein Wolkenbruch niedergerauscht. Stets von neuem füllte sie die Gießkanne an der Pumpe vor der Thüre, durch welche Erich treten mußte: dann rührte sie nur noch den Schwengel, um es vor den Mägden zu rechtfertigen, daß

sie sich fortwährend auf der Treppe zu thun machte, und zuletzt tröpfelte es nur aus der leeren Gießkanne in die Drangeriekübel, so hoch Sulchen auch die Arme hob, wenn sich etwas Lebendiges in ihrer Nähe regte.

Endlich kam Erich, noch immer in Uniform, und nun bemächtigte sie sich des Vettters zu dem ersehnten Spaziergange im Garten. Sulchen war nicht so harmlos, wie sie aussah: Kurt war ein gefährlicher Gast, er hatte von der Wanderung in den Bergen, vom Schlosse Rübezahls, von der schönen Tochter des Alten berichtet, und der wenig diplomatische Oberst hatte in einem Augenblick von Vergesslichkeit mit treuherziger Wahrheitsliebe dies Alles bestätigt. Sulchen war dadurch sehr empfindlich berührt. Nicht daß er dort ein schönes Mädchen getroffen, das ihm gefiel, kränkte sie; nein, daß er ihr nie davon erzählt, das war ihr so verdächtig, daß sie nur zu geneigt war, ein Schuldig über den Sünder auszusprechen.

Sie brauchte auch nicht lange Zeit, um ihn auf die Anklagebank zu setzen und begann alsbald ein rücksichtsloses Kreuzverhör.

„Du gehst also nach dem Riesengebirge?“

„Ja, in einem militärischen Auftrage.“

„Da giebt's reizende Baudenmädchen.“

„Gewiß . . . Böhminnen, welche die Harfe spielen und Ungarwein kredenzen. Doch dazu ist jetzt keine Zeit, ich muß mein ernstes Ziel im Auge behalten.“

„Wirklich?“ versetzte Julie, indem sie den Delinquenten

scharf in's Auge faßte; „ohne alle Umwege und Seitenwege?“

„Mein Hauptquartier wird die Burg Rhnast sein: doch werde ich von dort aus die Berge durchstreifen müssen, um die Bewohner der Bergdörfer zum Kampfe aufzurufen.“

„Natürlich . . . auch um alte Freunde und Freundinnen zu besuchen.“

Erich sah das Mädchen verwundert an . . . ihre sonst so gutmüthigen Augen hatten einen fast bösen Blick angenommen.

„Und warum sollte ich das nicht thun, wenn mich mein Weg an ihren Schlössern vorbeiführt?“

„Dazu ist nicht Zeit,“ versetzte Zulchen. „Du mußt Dein ernstes Ziel im Auge behalten.“ Sie wiederholte mit spöttischem Nachdruck die Worte, welche ihr Vetter vorher gebraucht.

„Es steht Dir gar nicht gut zu Gesicht,“ sagte Erich, „daß Du ein so feindseliges Wesen annimmst. Ich merke schon, daß Kurt geplaudert und dabei einen wahrscheinlich phantasievollen Roman gedichtet hat.“

„Natürlich, erzählt hat er mir, was mein lieber Vetter mir zu erzählen nicht für nöthig fand: die wunderbare Mär vom Schlosse Rübezahls und von dem schönen Mädchen, das dort an Einem Tage drei feurige Verehrer gefunden hat . . . der feurigste aber ist mein Vetter Erich.“

„Wohl . . . ich leugne es nicht,“ sagte dieser jetzt

rücksichtslos," daß Heloise Duplassy einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat."

„Das ist aber abscheulich," rief Sulchen unter Thränen.

Erich wollte sich indeß keineswegs gebunden sehen durch die Heirathspläne, welche Sulchens Mutter seit Jahren hegte und welche schon die ganze Familie in Mitleidenschaft gezogen hatten; er hielt den Augenblick für geeignet, dem Mädchen gegenüber, das man ihm ohne Weiteres zugesprochen, seine volle Freiheit zu wahren.

„Du bist meine liebe Cousine, Sulchen, und wir werden Zeitlebens gute Freunde bleiben. Alles Andere aber wollen wir dem Schicksal überlassen und fortan nur den Neigungen unseres Herzens folgen, mögen uns diese nun zusammen oder auseinander führen. Eine Bevormundung aber dulde ich nicht, und die Weisheit der Muthen und Väter lasse ich nicht über mein Lebensglück entscheiden."

Das war ein ernstes Wort; Sulchen wußte nichts mehr zu erwidern; sie warf ihrem Begleiter einen tieftraurigen Blick zu und ging auf ihr Zimmer, um sich auszuweinen.

Erich konnte es nicht bereuen, dem lieben Mädchen, dem er so herzlich zugethan war, dies offene Geständniß gemacht zu haben: er weckte sie aus dem Halbschlummer einer gleichsam durch die Familie sichergestellten Neigung; er rief ihre eigene Kraft wach; wollte sie siegen, so mußte sie kämpfen und erobern lernen. Sulchen aber sah in dem

Allen nur eine schnöde Abtrünnigkeit, und ihr Herz verhärtete sich in thörichtem Troß.

Während beim Abendessen der alte Oberst mit Frau von Jedwitz einen heftigen Streit ausfocht über den König David, den diese als den Psalmenfänger vergötterte, indeß er in ihm nur einen Tyrannen und Wüßling sehen wollte; während Kurt, welcher den Spaziergang Erichs und Sulchens belauscht hatte, niedergeschlagen auf seinen Teller blickte und gedankenlos die blauen Blumen des Porzellanmalers betrachtete, ohne darauf zu hören, was seine Nachbarin, Fräulein Werner, ihm mit schwärmerischem Augenaufschlag von der blauen Blume der Romantik vorträumte, entwickelte Sulchen eine Liebenswürdigkeit gegen Frau von Rosen, von welcher die alte Dame ganz entzückt war; immer wieder erkundigte sie sich nach Friedrich, wünschte sein Bild in der Jägeruniform zu sehen, hoffte auf seinen baldigen Besuch: die Unterredung wurde laut genug geführt, daß Erich, der nicht weit davon entfernt saß, jedes Wort verstehen konnte. „Armes Kind,“ dachte Erich, „diese Art der Kriegsführung ist doch zu harmlos; es sind nur Brotflügelchen, die sie mir in's Gesicht schnippst.“

Am andern Morgen hatte Julie Erichs Abreise ver schlafen; sie erschien im weißen Häubchen oben an ihrem Fenster, verneigte sich freundlich, und Erich konnte ihr zum Abschied nur ein Rußhändchen zuwerfen.

Der alte Strahlheim, der noch einmal spät am Abend mit dem Obersten eine vertrauliche Unterredung

gehabt, und Kurt, welchem Emma ein Sträußchen blauer Cyanen mit auf den Weg gab, fuhren mit Erich zusammen auf die Poststation.

Die Apfelschimmel der Frau von Rosen aber rasteten noch behaglich an der gefüllten Stallkrippe. Die alte Dame hatte beschloffen, ihren Aufenthalt zu verlängern; denn sie hegte jetzt die schönsten Hoffnungen, da sich Sulchen ja wie eine liebevolle Tochter an sie angeschmiegt hatte.

Fünftes Capitel.

Ein Ueberfall.

In der Felsenburg Rübezahls herrschte tiefes Schweigen. Heloise war besorgt um das Schicksal des Vaters und Madama Langeais wollte die trübe Stimmung derselben weder durch lustige Geschichten, noch durch tröstlichen Niederfang unterbrechen. Nur wenn sie allein die Waldungen entlang schritt, trällerte sie munter vor sich hin; sie war guten Muthes und hoffte aus allen diesen Verwicklungen Nutzen zu ziehen.

Der Beamte Duplassys, welcher von diesem als Bote abgesendet worden, brachte der Tochter den Brief des Vaters, der ihr ja Muth zusprach, obgleich er ihr nicht verschweigen durfte, daß er von dem General Bandamme als Gefangener gehalten werde. Was aber der Beamte selbst hinzufügte über den rohen grausamen Charakter des französischen Machthabers, klang wenig trostreich; in der Phantasie

Heloïens mischten sich die Schrecknisse der Revolution, von denen sie in dem Tagebuch gelesen, mit den Gewaltthaten der soldatischen Schreckensherrschaft, und sie mußte mehrmals das Wahngelbde zurückweisen, daß ihrem Vater die Guillotine drohe: es drohte ja bloß der Säbel eines Napoleonischen Generals.

So konnte Heloise sich der schönen Waldeinsamkeit nicht erfreuen. Wenn die Amstel von jungen Nadelbäumen ihr Lied sang oder die Singdrossel von den Spitzen der Tannen, so lauschte Heloise wohl dem klangvollen Gesang mit stiller Hingebung; wenn aber plötzlich das Lied durch den schrillen Angstruf dieser Waldessänger unterbrochen wurde, da erzitterte sie im Innersten, als hätte sich etwas Schreckliches zugetragen. Das dunkle Abendroth hinter den säulenartigen Stämmen des Buchenhains erinnerte sie an das Blut der Schlachtfelder und der Gerichtsstätten, und des Vaters graues Haupt blickte gespenstig im Mondlicht aus den grauen Klüften der verwitterten Felsen, welche das alte Schloß umrahmten. Eines Tages erhielt Madame Langeais einen Brief, der sie in einige Aufregung versetzte; der Ueberbringer war Peter, der Deserteur aus dem Gebirgsdorf unten, der hartherzige Sohn, welchen Rübezahn zur Raïson gebracht. Madame Langeais sorgte dafür, daß der Bote auf's Beste bewirthet wurde, gab ihm einige Zeilen mit und rüstete sich dann zu einem Waldspaziergang nach dem Aussichtspunkte, der das liebste Ziel dieser Spaziergänge war.

Die unverwüsthche Heiterkeit der Französin verließ sie auch auf diesem Gange nicht, obschon sie dabei ein recht böses Gewissen hatte. Mit einem Forstgehilfen, der des Weges kam, begann sie ein übermüthiges Gespräch, das durch den französischen Dialekt, mit dem sie deutsch sprach, noch eine lustigere Färbung erhielt. Sie erkundigte sich nach seinem Schatz, ob er braun oder blond sei, wo sie sich träfen, und wie karg oder verschwenderisch das Mädchen mit seinen Gunstbezeugungen sei; der Jäger wurde redselig, sprach von abendlichen Begegnungen auf freien schönen Waldplätzen und traulichen Gesprächen, die sie, im Haidekraut gelagert, mit einander führten und schilderte dann seine braune Piesel von Kopf bis Fuß mit so unerschrockener und ausgiebiger Farbengebung wie der König der Juden die Braut seines hohen Liedes. Die Französin schlug bisweilen ein kurzes, helles Lachen auf.

„Mon Dieu,“ sagte sie, „sie schildern so naturwahr, das Bild hat wenigstens eine solide Grundlage.“

Nachdem sich der Jägerbursche bei einem Kreuzwege von ihr getrennt, hatte sie noch durch einige Schläge junger Fichten hindurch zu dem Aussichtspunkte heranzusteigen. Hier oben auf der Bank saß Hugo von Strahlheim; daneben an den Baum gelehnt, stand Peter mit seinem tückischen, lauernden Gesicht. Hugo ging ihr einige Schritte entgegen und dankte für die rasche Erfüllung seiner Bitte, sie zeigte mißvergnügt auf den jungen Bauern, der ihr ein überlästiger Zeuge dieser Begegnung schien.

„Ich habe,“ sagte er, „mir diesen Burschen ganz gewonnen, er ist in Allem mein Adjutant. Er hat ein böses Gewissen . . . und das ist viel werth. Solche Leute sind die brauchbarsten; sie gehen mit durch Dick und Dünn; denn da ihr Kleid bereits zerrissen ist, kommt es darauf nicht an, ob einige Fäden mehr oder weniger daran herunterhängen. Er muß von Allem wissen, was wir hier abmachen. Doch wenn er Dich stört, werde ich ihm zunächst seinen Posten in etwas größerer Entfernung anweisen, damit wir uns unterhalten können, ohne daß er hört, was wir sagen, und ohne daß wir in einen Flüster-ton zu verfallen brauchen.“

Er winkte dem jungen Bauern und wies ihm einen Platz weiterhin am Waldrande an. Hören konnte er dort nicht mehr die gesprochenen Worte, aber sehen konnte er Alles, was vorging. Madame Langeais merkte die böse Absicht Hugos, er wollte nur eine kühle Unterredung alles Leidenschaftliche war ausgeschlossen; sie nahm eine trozige schmollende Miene an.

„Nun, was wünscht der Herr? Die Sklavin folgt demüthig seinem Befehle, aber sie kann sich nicht ihm zu Füßen werfen und seine Kniee umfassen; was würde der Sittenwächter dort zu diesem Schauspiel sagen?“

„Seht keine Thorheiten, mein Kind, dazu kommt noch die Zeit; denn solche Thorheit ist beglückender als die Klugheit, die mir jetzt zu handeln gebietet. Der Alte ist aus dem Wege geschafft; jetzt hilf mir die Tochter in's Netz treiben.“

„Das ist also ein Wiedersehen nach langer Trennung! Wir stehen uns gegenüber wie dort die beiden Tannen . . starr und kerzengrade . . als hätten wir nie ein Wort der Liebe mit einander geflüstert.“

„Ich wiederhole, jetzt ist nicht der Augenblick. Du kennst unsere Abmachung und wirfst den Lohn, der Dir winkt, nicht leichtsinnig in die Schanze schlagen.“

„Wir finden doch sonst Gelegenheit, die Paragraphen unseres Vertrages durch einige Klüße und Umarmungen zu erläutern.“

„Und wir werden auch künftig dazu Muße finden . . nur heute und morgen nicht. Wenn Du jetzt nicht handeln willst, so schleudre den Vertrag in's Feuer; dann ist er dort ebenso gut aufgehoben wie in Deinem Schrank.“

„Nun . . und welche weisen Pläne hat der Herr der Schöpfung ausgeheckt, und was wirst er in's Wasser, dem ich nachschwimmen, das ich ihm apportiren soll?“

„Du wirst zunächst Alles aufbieten, daß Du Heloise morgen zu einem Spaziergange am späten Abend bringst und daß sie hierher an diese Stelle kommt. Es wird Dir nicht schwer werden . . es ist in diesen Tagen ein prächtiger Vollmond . . die letzten Nachtigallen singen . . ein silberner Duft wird über der Landschaft schweben. Ich werde selbst zum Dichter . . doch ich muß Deiner stumpfen Phantasie nachhelfen; denn eine Französin hat ja für alle diese Naturschönheiten gar keinen Sinn . . und wenn sie in den Wald kommt, so denkt sie an die Flöte Pan's oder eines anderen

bärtigen Waldgeistes, der sich im Buschversteck verbirgt, um gelegentlich hervorzustürzen und sie an's Herz zu drücken."

"Sedenfalls," versetzte Margot, "sind die Waldgeister galanter als die französischen Regierungscommissäre."

"Und wenn Du sie nicht durch die Schilderung einer schönen Mondnacht verführen kannst, wozu Dir wohl die Farben auf Deiner Palette fehlen, so sag' ihr, wie herrlich sie bei diesem Blick in die Ferne von ihrem Erich träumen kann. In Wahrheit drillt er gewiß jetzt seine dummen Rekruten, und das ist kein Anblick, der den Geliebten in einem verklärenden Lichte zeigt; doch sie wird ihn ja dort sehen, in der silbernen Ferne, wohin ihre Sehnsucht geht, eingezeichnet in die Duftwölkchen mit dem reizenden Schurrbärtchen und dem feurigen Auge . . ein Engelsbild, das kein steifer Uniformtragen entstellt. Sie kann hier am schönsten von ihm träumen und schwärmen."

"Das thut sie oft genug," versetzte die Französin; „ich werde es wohl möglich machen, daß sie mich hierher begleitet. Darf ich aber denn in aller Demuth wissen, was weiter vorgehen soll?"

"Dann ist zunächst Deine Rolle ausgespielt, und Du kannst und sollst verschwinden."

"Verschwinden . . . auf wie lange?"

"Nur auf kurze Zeit. Links auf dem Fahrweg, zu dem der Fußpfad dort durch die Tannen hinabführt, wird ein Wagen halten . . der Kutscher ist ein Freund des

wackeren Burschen dort . . ein anderer Genosse wird mit ihm hier in der Nähe auf ein Zeichen von mir harren. Alle sind im Einverständniß; Du wartest unten am Wagen, bis wir herunterkommen."

"Sie wird Dir nicht folgen."

"Nun denn, bis wir sie herunterbringen; ich habe indeß diesmal sehr wirksame Mittel der Ueberredung. Schlagen diese wider Erwarten fehl, so muß die Gewalt den Ausschlag geben."

"Und was soll ich dabei thun? Soll ich etwa helfen meine Freundin zum Wagen schleppen?"

"Nein, Deine Rolle ist eine friedliche. Die drei Burschen werden bezeugen, daß Heloise mir freiwillig gefolgt ist; man würde vielleicht gegen die Aussage der jungen Bauern Zweifel hegen, wenn Heloise das Gegentheil versichert. Dann trittst Du ein. Dein Zeugniß, das Zeugniß der Freundin, wird ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen."

"Eine herrliche Rolle hast Du mir zgedacht."

"Sie ist noch nicht zu Ende, . . . es fehlt der Schluß-effect. Wir fahren nach dem Lager Vandammes — wir müssen unterwegs nächtigen. In diesem Nachtquartier wirst Du es möglich machen, daß ich in das Schlafgemach Heloisens dringe, und vor allen Dingen, Du wirst mich dort sehen und wirst es bezeugen, daß Du mich dort gesehen hast."

Madame Langeais schreckte doch etwas vor diesen vielen falschen Zeugnissen und Verräthereien zurück.

„Du verlangst viel von mir . . . wie kann ich versprechen, was ich vielleicht nicht zu halten vermag?“

„Eine gewandte Französin weiß Bescheid mit solchen Dingen; eine Dame aus den Salons der Madame Tallien wird doch solch ein kleines Abenteuer zu arrangiren wissen.“

„Und dann . . .“

„Das ist freilich eine wenig spitzfindige Frage; Heloise ist dann so compromittirt, daß ihr keine andere Wahl bleibt, als mich zu heirathen. Und ist dies denn ein so großes Unglück? Ich bin ein Mann mit den ernstesten Absichten, und Frau Assessor von Strahlheim zu werden, ist doch kein so entsetzliches Malheur, daß sich die Erde aufthun muß, um die Ungeheuer zu verschlingen, die dazu mitgeholfen.“

„Und doch komm' ich mir als ein solches Ungeheuer vor.“

„Denk' an unsern Vertrag und beruhige Dein Gewissen.“

Hugo wußte die Bedenken, welche die Freundin äußerte, siegreich zu widerlegen, es bedurfte dazu keiner glänzenden Beweisführung. Im Grunde genügte der Hinweis auf den Vertrag; doch Hugo bemühte sich noch, mit sophistischer Gewandtheit auseinanderzusetzen, daß die liebenswürdige Madame Langeais vor den Augen der Welt engelrein aus allen diesen Verwicklungen hervorgehn werde.

Sie ließ sich in der That zuletzt zu jedem Zugeständniß bereit finden und Hugo belohnte sie für ihre Herzensgüte damit, daß er ihr auf dem Heimweg noch einige Zeit das Geleite gab und, sobald sie aus dem Gesichtskreise der spähenden Burschen entrückt waren, einige zärtliche und leidenschaftliche Küsse mit ihr tauschte.

Am nächsten Tag bereitete schon in der Frühe die Französin Alles für den abendlichen Spaziergang vor. Sie sprach entzückt von dem landschaftlichen Zauber jener Aussicht und wie herrlich es dort sein müsse, wenn der Vollmond die duftigen Schleier der Ferne versilbere. Auch von Erich sprach sie heute, während sie es sonst vermied, seinen Namen zu nennen. Heloise freute sich über diese warme Begeisterung der Freundin für Naturschönheiten und meinte, sie wachse immer mehr hinein in das deutsche Gefühlsleben. Um so bereitwilliger war sie, den Spaziergang zu unternehmen, sobald der frühe Vollmond am Abend des langen Sunitags heraufgekommen. Vor räuberischen Anfällen fürchtete sie sich nichts; es war seit Jahren in der ganzen Umgegend nichts derartiges vorgekommen; die Bergbevölkerung war friedlich und ehrlich.

So machten sich denn die Freundinnen am nächsten Abend auf den Weg. Heloise unbefangen wie immer, sich der abendlichen Stille erfreuend und des Gesangs der Drosseln und des Pirols, der aus dem Gezweig des Birkenhölzchens am Rande des Buchenwalds seine Stimme bald von diesem, bald von jenem silberstämmigen Baum ertönen ließ. Desto

befangener war ihre Begleiterin; ihr Gemüth war in banger Spannung und ihr Herz schlug mit ängstlicher Lebhaftigkeit; wie würde der Ausgang dieses gewagten Unternehmens sein und welche Verantwortung lud sie auf sich! Allen unheimlichen Eindrücken der Dämmerung und ihrer Schattenbilder stand ihre Seele offen, und der Zufall zeigte ihren Blicken allerlei Abscheuliches, woran Heloise achtlos vorüberschritt. Da am Waldrand die Dornenhecke mit den aufgespießten kleinen Vögeln . . . es waren die Opfer, welche der Neuntöbter sich für eine köstliche Mahlzeit aufbewahrt hatte; weiterhin sahen von einem tiefern Baumast sie die großen runden Augen einer Eule an; klappernd und fauchend regte sich das widerwärtige Raubthier, und sein beweglicher Augenstern wuchs und wuchs, während sie darauf hinblickte, als wollt' es in ihr die Genossin seines nächtlichen Wirkens begrüßen; dann fuhr sie zusammen, als hörte sie die Schläge einer Todtenuhr. Die baumhackenden rothköpfigen Spechte waren an der Arbeit . . . Schlag auf Schlag . . . und dazwischen das gespenstige Knarren der dürrn Aeste, die von den Schlägen ihres Schnabels erzitterten.

Für Heloise hatte das Leben des nachtdunklen Waldes nichts Schreckhaftes; sie sah darin nur einen Theil von dem allgemeinen Leben der Natur, und das spiegelte sich klar und ruhig in ihrer harmonischen Seele. Das Lied der herrlichen Sänger fand in ihr sein Echo, und Alles, was mißlautend dazwischen klang, mußte im Strome jener Harmonie verschwinden. Der Mond war inzwischen aufge-

gangen, sie sahen ihn durch eine Lichtung groß und roth am Horizont emporkommen. Die dichterem Schichten der schrägen Luftlinie vergrößerten sein Bild. Dann aber streifte er die thörichte Buntheit ab, womit auch manche Erdengrößen bei ihrem Aufgang sich schmücken und warf seinen klaren Silberschein auf alles Irdische. Der Dämmerung des schwindenden Tags folgte die schönere der mondhellen Nacht, der matte Traumschimmer, in dem die festen Formen sich lösen und die Baumgestalten selbst zu Schatten werden, wie diejenigen, welche der Mond auf den Rasen zeichnet; und was die Erde auch für Berge, Wälder und Meere aus ihrem Gluthkern herausgestaltet hat: das Alles wandelt sich in flüssiges Silber als ein gleichgültiges Rindenrelief; denn die Erde soll in diesem kosmischen Licht nichts sein als ein Stern unter andern Sternen. Doch die Sehnsucht geht von Stern zu Stern; das empfand Heloise in tiefster Seele. Allmächtig wird das Gefühl, wenn alles Starre dahinschmilzt, das sich mit der Ungefügigkeit einer todten Masse zwischen den Bund der Herzen schiebt. An Erich dachte sie jetzt mit weicher Hingebung; vielleicht wandelte auch er jetzt durch den gläsern Bergwald, den der Mond in sein Zauberneß von Licht und Schatten einsponnt; vielleicht blickte auch er zum himmlischen Gestirn empor, das wie eine Leuchte der Herzen, gleich nah dem Einen wie dem Andern, ein gemeinsames Ziel war, wo ihre Blicke hoch über der Nacht der Erde sich begegneten.

Schweigend waren die Gefährtinnen den ganzen Weg

gewandelt. Madame Langeais wagte nicht zu sprechen; sie fürchtete, vielleicht mit gepreßtem Worte ihre Herzensangst zu verrathen; Heloise aber war ganz in ihr Gefühl versunken.

So hatten sie die mondhelle Höhe endlich erreicht; doch dort oben zeichnete sich ein unheimlicher Schatten ab. Heloise wollte ihren Augen nicht trauen, als sie Hugo dort erblickte, der ihr mit leidenschaftlicher Hast entgegentrat.

Sie wich betroffen zurück; ihn am wenigsten hätte sie hier zu finden erwartet.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ versetzte er, Heloise galant den Arm bietend und sie auf die Bank unter den hohen Tannen führend. „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

Heloise setzte sich dort nicht nieder, sondern sagte kühl ablehnend: „Sie sind galant, Herr von Strahlheim; Ihren Dank verdiene ich nicht; ich wußte nichts von Ihrer Anwesenheit, und darf wohl fragen, was mich um die Ehre brachte, im Schlosse meines Vaters Ihren Besuch zu empfangen? Zu einem Rendezvous, wie es sich für Liebende eignen würde, sind unsere Beziehungen doch wahrlich nicht angethan.“

„Wir müssen gänzlich ungestört mit einander sprechen und vor Allem — es bedarf für mich der äußersten Vorsicht, damit meine Unterhaltung mit Ihnen verborgen bleibt. Ein Besuch auf Ihrem Schlosse, ein Besuch, den ich hinter

dem Rücken Vandammes unternehme, könnte mich, den französischen Beamten, compromittiren."

"Doch warum diese Heimlichkeit, diese Intrigue?"

Setzt sah sich Heloise nach ihrer Begleiterin um, sie war verschwunden. „Und wo ist Madame Langeais? Sie war mit im Geheimniß; das ist ein verrätherisches Spiel."

"Schelten Sie Ihre Freundin nicht, sie glaubte für Sie, für Ihr Bestes zu handeln, indem sie Ihnen den zögernden Entschluß ersparte, mit mir an dieser Stelle zusammenzukommen. Ich schrieb ihr, daß es sich um wichtige Dinge handle, von denen Ihr Lebensglück abhängt."

"Und wo ist sie jetzt?"

"Dürfen Sie ihre Discretion tadeln?"

"Zur Sache! Ich fürchte mich nicht! Sprechen Sie, Herr von Strahlheim! Doch nicht viele Worte! Wie Sie sehen, will ich Ihnen nur eine kurze Audienz ertheilen."

Sie stand fest und stolz vor Hugo.

"Nun denn . . . Ihr Vater ist in Gefahr."

Es waren allerdings die entscheidenden Worte, welche auf Heloise tiefen Eindruck machten, doch unmerklich nur zuckte sie zusammen; dann sprach sie rasch gefaßt:

"Mein Vater ist der Gefangene des Generals . . . ich weiß es! Doch er hat weiter nichts verbrochen . . . und es kann ihm keine Gefahr drohen."

"Sie irren, mein schönes Fräulein! Er hat den General gereizt . . . und Vandamme kennt keine Gnade."

Er läßt Gefangene, wenn es ihm gefällt, schon um geringe Schuld füsiren."

Heloise erschrak . . . es war eine Bestätigung ihrer unheimlichsten Befürchtungen . . . sie war überzeugt davon, daß Hugo die Wahrheit sprach.

"Nun, und was kann ich thun, um meinen Vater zu schützen?"

"Ich leugne nicht," versetzte Hugo, "daß ich Einfluß auf den General habe; doch durch ein unvorsichtiges Wort, das ihn gegen mich aufbringt, könnte ich diesen Einfluß verschmerzen, meine ganze Stellung gefährden . . . und doch will ich's thun und wagen; ja mehr, ich will Alles daran setzen, Ihren Vater auch gegen den Willen des Generals insgeheim zu befreien, sollte auch mein Kopf auf dem Spiele stehen."

"Das ist edel von Ihnen, Herr von Strahlheim."

"Doch ich kann so viel nur wagen um einen Preis, den Sie mir zusichern müssen, hier, jetzt an dieser Stelle . . . nur wenn Sie die Meine werden, Heloise!"

Sie trat betroffen zurück.

"Bin ich Ihnen denn so verhaßt, und ist's denn ein so hoher Preis, den ich verlange, wenn ich meine ganze Existenz auf's Spiel setze? Ich liebe Sie, Heloise! Das Kühne, das ich für Sie unternehmen will, mag es Ihnen beweisen."

Heloise fand noch immer keine Worte, sie hatte abwehrend ihm die Hand entgegengestreckt.

„Eine Tochter,“ fuhr Hugo fort, „muß für den Vater jedes Opfer bringen; und muß ich mich so gering schätzen, hier von einem Opfer zu sprechen? Bin ich Ihrer Liebe nicht werth? Bin ich Ihnen nicht ebenbürtig? Hastet irgend ein Makel an meinem Namen? O, ich weiß, Sie mögen andere Träume hegen, doch es sind nur Träume . . . und die bunten Wolken zerfließen, wenn Sie ihnen näher treten. Schlagen Sie ein in die Hand, die ein Mann Ihnen bietet, fest entschlossen, das Glück ihres Lebens zu sichern und schon jetzt den Beweis dafür zu geben durch eine opfermuthige That.“

Fest und energisch waren Hugos Worte; sie hatten etwas Ueberzeugendes. Wenn Heloise mit Herzklopfen an ihres Vaters Schicksal dachte: sie konnte einstweilen Beruhigung schöpfen aus den Versprechungen eines so tapferen Bundesgenossen. Sie prüfte noch einmal ihr Herz ernst und gewissenhaft. Doch der Mann, der da vor ihr stand, so geistig gewandt, so sieghaft sein Wesen war, mußte ihr ewig ein Fremder bleiben. Und selbst ihres Vaters Rettung mochte sie nimmer mit einer Lüge erkaufen, die ihr ganzes Leben ausfüllen mußte. Den ganzen Schatz ihres Geistes, ihrer Empfindungen, ihrer Schönheit dem ungeliebten Manne hinzugeben: das erschien ihr eine Tempelschändung, und sie schauderte davor zurück.

„Wenn Sie nicht handeln wollen als Ehrenmann aus Freundschaft, aus Ueberzeugung, wenn Sie nicht hören auf meine innige Bitte: thun Sie, was Sie können für

meinen Vater; wenn Sie mich, die Sie zu lieben vorgeben als eine Bettlerin am Wege stehen lassen, ohne meiner Worte zu achten . . . wohl, dann mag das Unabänderliche geschehen . . . ich bin machtlos, denn ich weiß es, selbst mein Vater würde niemals wünschen, daß ich einem ungeliebten Manne durch's Leben folge, auch wenn für ihn selbst daraus Heil und Segen erwüchse."

"Es dürfte Sie doch einmal reuen," sagte Hugo, "die rettende Hand zurückgewiesen zu haben. Dann können Sie den Vater nicht mehr in's Leben zurückrufen . . . sein blutiger Schatten wird Sie begleiten. Ich will mir nicht schmeicheln, doch ich glaube, Sie werden dann einsehen, daß meine Begleitung eine angenehmere gewesen wäre; denn das gute Gewissen einer liebenden Tochter wäre dann im Bunde der Dritte."

Herr von Strahlheim . . . ich verstehe Sie nicht . . . warum dieselbe Pein stets erneuern! Warum mich zwingen, Ihnen Unholdes zu sagen, immer wieder zu sagen? Lassen Sie mich doch ruhig meine Wege ziehen, aber wenn Sie einen Funken Liebe für mich hegen . . . um dieser Liebe willen, retten Sie meinen Vater!"

Hugo stand einen Augenblick nachdenklich; es zuckte um seine Mundwinkel, er hatte eine böse Kränkung zu verwinden. Verschmäht zu werden von dem Weibe, das man leidenschaftlich liebt, empört den Stolz und weckt den Borne. Doch er suchte sich zu beherrschen; er bannte ein

freundliches Lächeln auf seine Lippen und sprach mit schmeichlerischer Rede:

„Wohl, so will ich die Tochter zu ihrem Vater führen . . . und ich bin überzeugt, sie wird andern Sinns werden, wenn sie ihn selbst sieht in seiner Noth und Gefahr, wenn sie sein mildes Wort hört, das ihr zu Herzen spricht. Er war meines Vaters Freund, er wird meiner Werbung nicht feindlich sein, und obgleich er ein Weiser ist, dessen Weisheit mit dem Wasser des Nils und des Ganges getauft wurde, so weiß er doch des Lebens Werth zu schätzen, wenn es um annehmbaren Preis ihm gerettet werden kann.“

„Haben Sie mir weiter nichts zu sagen?“ versetzte Heloise mit einer Bewegung, als wollte sie sich entfernen.

„Sie sind unerbittlich . . . ich verspreche Ihnen, es soll von mir nicht die Rede sein; es genüge mir die Freude die Tochter in Ihres Vaters Arme zu führen. Möglich ist dies nur unter meinem Geleit . . . ich allein kann ihre Sicherheit verbürgen. Also . . . folgen Sie mir! Madame Langeais harret unten am Wagen, der auf dem Heerweg steht. Ich schütze Sie vor den Franzosen. Ihre Freundin schützt Sie vor der Verleumdung und der bösen Nachrede der Menschen. Wenn Sie Sehnsucht haben, Ihren Vater wiederzusehen . . .“

„Treiben Sie kein ruchlos Spiel mit meinen Empfindungen, Herr von Strahlheim,“ rief jetzt Heloise erregt, mit zornblitzendem Auge; „so heiß mein Wunsch ist, an meines

Waters Herzen zu ruhen, der einzigen sichern Zuflucht in dieser schlechten Welt . . . Ihr Geleite verschmäh' ich, und Alles, was von Ihnen kommt, weiß' ich mit Verachtung zurück; denn nur einen Augenblick konnten mich Ihre wohlgesetzten Worte täuschen und verblenden; ich seh' es jetzt klar, ich bin heimtückisch in einen Hinterhalt gelockt worden; und Sie stehen vor mir als der Räuber, der seine Beute in Sicherheit bringen will. Hinweg aus meinen Augen . . . bleibt mir doch der bitterste Schmerz, daß meine beste Freundin mich verrathen hat."

"Sie irren . . . was Madame Langeais betrifft" . . . rief Hugo jetzt in höchster Erregung; „doch was mich selbst betrifft, da kommen Sie vielleicht der Wahrheit nahe."

Und auf das schöne Mädchen zutretend, dessen edles Profil jetzt im Mondschein sich sanft und doch bestimmt abzeichnete, dessen schlanke volle Gestalt gleichsam aus dem weißen Gewand, das im silbernen Licht wie in Duft zu zerfließen schien, herauswuchs zur göttlichen Schönheit, die der Bildhauer in den Marmor bannt, sprach er mit fieberhafter Erregung: „Nein, Du irrst Dich nicht, Heloise: Ich liebe Dich, und mein sollst Du werden um jeden Preis!"

"Sie wagen, Herr von Strahlheim . . ."

"Alles und Nichts. Alles Dir gegenüber, Nichts in den Augen der Welt! Dafür ist gesorgt! Ich beuge den Eigensinn, den trotzigem Widerstand . . . Du folgst mir in den Wagen . . . Du wirst meine Reisegefährtin bei Tag und Nacht . . . und wenn es mir nicht gelingt, die Spröde

zu bezähmen, so vernichte ich den Ruf ihrer Tugend, den sie nur als mein Weib bewahren kann. Hugo von Strahlheims Weib . . . sie wird mich auf den Knieen um die Gnade bitten, mir angehören zu dürfen."

"Abscheulich! Hinweg, Glender!" rief jetzt Heloise; doch Hugo ließ ein Pfeifchen ertönen, das verabredete Zeichen, und dann faßte er mit starkem Arm das sich sträubende Weib, das einen lauten Hülfseruf ausstieß.

"Das ist vergeblich," rief Hugo, mit dem kräftigen Mädchen ringend, "was hier von lebenden Wesen in der Nähe ist, gehorcht meinem Wink. Und die Kraniche dort oben in den Lüften," rief er, ihre Hände fest zusammenpressend, mit schneidendem Hohn, "werden nicht so vorlaut sein, wie die Kraniche des Ibykus . . . unser Vogelgesindel hat keine klassische Bildung."

Herbeigerufen durch das Zeichen erschienen denn auch Hugos Helfershelfer, die zwei Burschen, am Waldrand . . . doch zum größten Erstaunen ihres Herrn und Meisters zögerten sie, sich auf das Opfer zu stürzen. Was wandelte sie an . . . eine thörichte Regung des Gewissens im entscheidenden Augenblick?

"Herbei, ihr Gesellen," rief er mit kreischender Stimme, denn seine Kräfte drohten im Kampfe mit dem starken Mädchen zu erlahmen; „herbei!"

"Hülfe! Herbei!" rief jetzt auch Heloise, deren Blick nach der anderen Seite gerichtet war; „Gott sei Dank, ich bin gerettet!"

Diese Worte machten Hugo so bestürzt, daß er das Mädchen losließ und sich umwandte. Und in der That erkannte er jetzt, was seine Begleiter zagen ließ, sich aus dem Wald herauszuwagen. Heloise, kaum freigegeben, stürzte auf den Forstgehilfen los, der, die Büchse in der Hand, auf sie zugeeilt kam, sie entriß ihm die Waffe mit fieberhafter Hast und auf Hugo zielend, rief sie ihm zu:

„Aus meinen Augen, Verräther! Seht bist Du in meiner Macht! Hinweg . . . oder ich zahle Dir den Preis Deiner Liebeswerbung mit einer tödtlichen Kugel.“

Gleichzeitig war ein zweiter Forstgehilfe mit den Jagdgewehr nahe getreten: wie zwei Schatten waren die beiden Bauern im Dickicht verschwunden.

Hugo hatte einen Augenblick tiefster Bernirschung. Er sah mit einem Schlage alle seine Pläne vernichtet, doch feige war er nicht, und stolz aufgerichtet küßte er den Hut.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Duplassy . . . wir werden uns noch einmal ungestörter sprechen, und wie ich hoffe, verständigen. Ich habe mehr Talent zum Jäger, als zum Wild, und ich hoffe, Sie werden jetzt und künftig das Schießen unterlassen.“

Die beiden Förster machten eine fragende Bewegung, ob sie den zurückweichenden Feind verfolgen und festnehmen sollten; doch Heloise, die sich kaum von ihrer Bestürzung und Aufregung erholt hatte, schüttelte mit dem Kopfe, und bat sie nur, sie nach Hause zu begleiten. Obgleich dem Zufall dankbar, der sie aus den Händen eines Rajenden

befreit hatte, empfand sie nichts von Erleichterung und Befriedigung. Zum ersten Male hatte sie gesehen, welche Schlangen in den Abgründen des Lebens lauern . . . und dazu kam herzklopfende Angst um des Vaters Schicksal. Einsam war sie im Schloß . . . auch ihre Freundin war verschwunden.

Inzwischen saß diese an Hugos Seite im Wagen. Er behandelte sie anfangs mit bitterem Hohn . . . indeß eine Eva für die andere . . . er wurde liebenswürdiger und suchte sie und sich zu trösten.

Sechstes Capitel.

Der Kampf um Rätezahl's Schloß.

Was hätte das Burgfräulein Runigunde dazu gesagt, wenn sie, statt der geharnischten Freier, die bei ihrer thörichten Werbung von der Burgmauer in den Höllengrund stürzten, die preußischen Uniformen gesehen hätte, die sich jetzt in den Burghöfen tummelten? Sa, der alte Rhynaß hatte sich wieder in eine Festung verwandelt und drohte mit Kanonen dem herannahenden Feinde, der es wagen würde, auf den Waldwegen zu ihm hinaufzuklettern.

Erich stand an die Mauerbrüstung gelehnt und sah hinab in das reizende Hirschberger Thal, das sich durch anmuthige Baum- und Häusergruppen, welche am dichtesten im Bad Warmbrunn zusammenrückten, bis zur Bergstadt hin erstreckte; heller Sonnenschein lag auf dem Thalgrunde

und den Waldhügeln ringsum . . . und funkelnd aus den Wiesen und Büschen bligte das fluthende Silber des Bades hervor. Aus den Burghöfen tönte das Commando der Unteroffiziere: hier wurden die Rekruten einexercirt, welche Erich in den Dörfern ringsum angeworben; denn es drängten sich viele zu den Kriegsfahnen, aus Haß gegen den Feind, der in's Land eingefallen und von dessen Verwüstungen die Kunde bis in die Berge gedrungen. Es war indeß wenig Platz in der engbrüstigen Burg. Hatten die Mannschaften die ersten Bewegungen und Griffe gelernt, so begaben sie sich truppenweise in das weitergestreute Dorf Schreiberhau, wo das Hauptquartier der nun sich bildenden Gebirgsbataillone war. Die Franzosen hatten von diesen Werbungen Nachricht erhalten: eines ihrer Bataillone war in das Backethal vorgeschoben worden und zwischen Streifpatrouillen der beiden feindlichen Truppen war es schon mehrfach zu kleinen Scharmützeln gekommen. Der Zuzug aus dem Hirschberger Thal war lebhaft und geordnet: in den Dörfern dagegen, die weiterhin nach Schmiedeberg zu lagen wie Krummhübel und andere Ortschaften am Fuße der Koppe, war die Werbetrommel noch nicht genugsam gerührt worden. Erich bestieg den Thurm des Rynast auf der einen verfallenen Treppe, deren Stufen oft nur angedeutet, oft ganz verschwunden waren, und die Karte in der Hand, entwarf er den Plan für die Marschroute, die er einschlagen wollte. Es war ein sonniger Tag, die Dörfer schmiegen sich mit den blitzenden Wetter-

und Gockelhähnen der Kirchthürme in die unteren Thäler der Waldberge, die sich malerisch übereinanderthürmten bis zu den kahlen Höhen des Kamms. Erich machte sich alsdann bald auf den Weg mit mehreren Unteroffizieren und einigen kriegsmäßig ausgerüsteten Mannschaften: ihm schlug das Herz; denn er hoffte, bei diesem Ausflug Zeit zu einem kurzen Besuch in dem Zauberhschlosse zu gewinnen, das ja fortwährend vor seiner Phantasie stand; er versäumte dabei nicht seine dienstliche Pflicht; denn der mächtige Herr in den Bergen und seine Beamten konnten ihm am besten Auskunft ertheilen und Hülfe gewähren, wenn es galt, die Dorfbevölkerung zu den Waffen zu rufen.

So schritt der Offizier frohen Muthes vor seiner Mannschaft einher: er scheute den Kampf mit französischen Streifpatrouillen nicht; er wußte, daß eine überlegene Macht ihn hier nicht angreifen würde. Lustig ging's durch die Laubwälder, an den Berghängen. Die Soldaten sangen muntere Marschlieder, die Waldsänger auf den Zweigen stimmten ein. Korporal Steinert, den Erich einmal in der Baude gesehen und gesprochen, begann das Lied vom Prinzen Eugen zu singen, und Alle sangen im Chorus mit. Der wackere schnauzbärtige Oesterreicher, der inzwischen in preußische Dienste getreten war, hatte ihnen Text und Melodie eingepreßt: sie Alle respectirten den tapfern Krieger, sowie die große Schramme, die er in der Schlacht bei Musterlitz erhalten; er konnte überdies die schönsten Schlachtgeschichten erzählen.

„Korporal Steinert,“ rief ihm Erich zu, „dort in dem Dorfe wollen wir die Nacht zubringen, vorher aber lustig die Werbetrommel ertönen lassen.“

Das Dorf, in welches die Freierwerber mit Trommelschlag einrückten, war dasselbe, in dem Hugo seinen Helfershelfer, den Deserteur Peter, gefunden. Dieser hatte auf dem Kutschersitze des Wagens gefessen bis Schmiedeberg, wo sich inzwischen die französischen Vorposten eingestellt. Dann war er auf Hugos Wunsch wieder in sein Dorf zurückgekehrt, um zu beobachten, was sich auf dem Schlosse droben zutragen würde. Der schlaue Bursche hatte seine geheimen, nicht einmal übelwollenden Zuträger, bei denen er sich volles Vertrauen zu erwerben gewußt.

Der Trommelwirbel hatte die Dorfbewohner auf dem Freiplatz des Ortes versammelt: Erich las die Aufforderung des Königlichen Generalgouverneurs von Schlesiens, des Grafen Götzen, das schlesische Volk möge zu den Waffen greifen und überall sich Freicorps bilden, um den Feind aus dem Lande zu jagen.

Die Aufforderung blieb nicht wirkungslos: es waren ja Landsleute aus den Bergen, die, mit kriegerischer Wehr ausgerüstet, in der schmutzen Uniform so stattlich vor ihnen standen. Korporal Steinert hatte einen Tisch aufgestellt und schrieb mit widerspenstiger Feder, die aus dem Saße des riesigen Tintenfasses vom Schulzenamt einen fragwürdigen Saft für einige haarstrichlose Buchstaben heraufholte, Namen und National der sich meldenden Rekruten

in die Werberolle. Es war eine stattliche Zahl junger Burſchen, welche der Ehrgeiz beſeelte, des Königs Rock anzuziehen und den Franzoſen zu zeigen, daß es in Schlefien noch Leute giebt, welche den Stier bei den Hörnern zu packen wiſſen.

Wenig einverſtanden mit der Auswanderung des jungen Volkes waren indeß die älteren Bauern: womit ſollte die Ernte beſtellt werden, die im nächſten Monat vor der Thüre ſtand? Und noch weniger wollten ſich die jungen Dirnen tröſten über die drohende Vereinfamung der Tanzplätze; es gab ein Jetern und Wehklagen im Dorf. Erich wollte die trübe Stimmung durch ein munteres Zwifchenſpiel unterbrechen: er beſtellte die beiden Dorfgeiger, ließ die Gewehre zuſammenſtellen, und ſeine Unteroffiziere und Soldaten forderten die Dorffchönen zum Tanze auf, an dem ſich auch die jungen Rekruten betheiligten. Im luſtigen Reigen vergaßen die Mädchen, des Augenblickes Kinder, ihren ganzen Jammer, und ein fröhliches Hallo! erfüllte die Luft. . . . Es war ein ſchöner warmer Juniabend; alle Obſtgärten waren mit Blüthen überſtreut; der Mond ſtand hell über den Waldbergen. . . . Erich ſtarrte träumeriſch in das laute, bunte Gewühl, . . . wie nah war er hier ſeiner Heloiſe!

Peter, als einer der angeſehenſten Bauern der Ortschaft, hatte ſich mit einem der Unteroffiziere befreundet, ihm Schnaps in reichem Maße kredenzt und dann den Zutraulichen und Geſprächigen ausgefragt nach der Richtung

ihres Marsches und ob noch andere Trupps des Weges kommen würden. Sehr wohl fühlte er sich nicht unter diesen Uniformen; er war ja ein Deserteur, und sein Name stand vielleicht am Galgen: doch was mußten diese Freischärler von seinem Breslauer Abenteuer? Am Tanze betheiligte er sich nicht. Als er die erwünschte Kunde erhalten, ging er in seine Wohnung zurück, wo die ihm wieder aufgedrungenen Alten zu seinem größten Aerger sich als Hausherren geberdeten; er pflegte sie weiter nicht zu beachten, sondern kam und ging ohne Gruß und Abschied... So griff er auch jetzt zum Wanderstabe und verschwand durch ein Hinterpförtchen des Gartens, auf einem Wege, der in den Wald hineinführte. Er wollte die Nacht durchwandern, um früh Morgens in Schmiedeberg einzutreffen und dem dortigen französischen Commando Anzeige zu machen von den preussischen Verbungen im Gebirge und einen Ueberfall der Erich'schen Truppe mit überlegenen Kräften zu veranlassen. Brach man rechtzeitig auf, so konnte man sie noch auf dem Marsche nach dem Schlosse Rübezahls überraschen. Am nächsten Morgen hatte Erich noch allerlei Anordnungen zu treffen; er schickte die neuangeworbenen Rekruten unter Führung eines Unteroffiziers nach Burg Rhnast zurück, wo sie alsbald militärisch ausgebildet werden sollten. Mit der übrigen Truppe marschirte er dann auf Waldwegen weiter; er wußte, daß er auf dem Schlosse freundlicher Aufnahme gewiß war und wollte sich von den Beamten ein Verzeichniß der Dörfer geben lassen,

die zu den Besitzthümern des Schloßherrn gehörten und im nächsten Umkreis der Berge und Vorberge lagen.

Der Mittag war heraufgekommen: schwül war's in den Fichten- und Tannentwäldern; der Harzduft der Stämme füllte die Luft; es lag wie ein dumpfes Brüten auf dem heißathmenden Forste. Auf einer freien Lichtung, wo Birkengehölz sich sonniger und lustiger mit säuselndem Laubwerk vor die schweren Nadelgehänge des Fichtenwaldes schiebt, lagerte sich die Schaar, nachdem sie Vorposten gegen das Thal hin ausgestellt. Sie waren zuletzt bergab gestiegen in eine sich zwischen den Höhen lagernde Schlucht und mußten von hier wieder ansteigen, um Rübezahls Schloß zu erreichen.

Da ertönten einige Schüsse; die Vorposten erwiderten sie. Erich ließ eine Plänklerkette bilden und vorwärts rücken; nach einem kurzen Feuergefecht zogen sich die feindlichen Tiralleurs zurück; es waren jedenfalls nur vorgeschobene Patrouillen, die auf den überlegenen Feind keinen ernstgemeinten Angriff wagten. Doch für den Weitermarsch ließ Erich alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Die Truppe marschirte in voller Kampfbereitschaft; so gelangten sie zur Felschlucht, in welcher das Heim des Rosenkreuzers lag. Wie seltsam gemahnte das symbolische Zeichen am Eingang, diese Friedensbotschaft! Jetzt hatte der Krieg sein Kreuz errichtet, und blutig waren die Rosen, die es umwanden! Man klopfte an das Hofthor; Erich fragte nach Herrn Duplassh.

„Er ist nicht anwesend,“ sagte der alte Thürhüter.

„So melden Sie dem Schloßverwalter: im Namen des Königs bitte ich um Einlaß mit meinen Soldaten . . . Lieutenant von Berneck.“

Der Thürhüter entfernte sich: es dauerte eine geraume Zeit, ehe er wiederkam.

„Der Schloßverwalter will die Verantwortung,“ berichtete er, „in Abwesenheit des Herrn nicht auf sich nehmen, es sind französische Streifcorps in der Nähe.“

„Ist Fräulein Duplassh im Schlosse?“ fragte Erich mit unsicherer Stimme und banger Erwartung.

„Ja, Herr Lieutenant!“

„Sie ist jetzt hier Gebieterin! So melden Sie uns bei der Dame! Sie wird besser wissen als ihr Verwalter, was sie den Soldaten ihres Königs schuldig ist.“

Wieder entfernten sich die Tritte des Thürhüters. Die Soldaten stampften ungeduldig mit den Gewehren auf. Eine kleine Pause . . . da rauschte ein Gewand über das Hopfpflaster . . . das Thor öffnete sich . . . und hocherglühend, angestaunt von den Soldaten als ein Wunder der Schönheit, stand das Schloßfräulein vor ihnen und begrüßte sie mit freundlichem Willkommen. Das war in der That ein Rosenschloß, wo solche Rosen blühten!

„Wie lange, Herr von Berneck, haben wir uns nicht gesehen!“

Da stand sie vor ihm, die Lichtgestalt seiner Träume. Wie oft hatte er dies Bild vor Augen gehabt! An den

Ufern der Saale und der Elbe, unter dem Geschützdonner, der über dem belagerten Breslau dröhnte, im Keller des Juden, in den Gläzer Bergen, auf der Burg der grausamen Kunigunde . . aber des Traumgottes glänzende Farben verblaßten nicht, als er jetzt das Mädchen in der vollen Frische seines Wesens vor sich sah. Anmuth und Adel, vollendete Harmonie der Formen . . die feingezeichneten Schönheitslinien . . das sprechende feurige Auge . . im Goldgelock schien der Sonnenstrahl zu haften. Nur ernster kam sie ihm vor als das letzte Mal . . ein energischer Zug um ihre Lippen . . etwas Entschlossenenes in ihrem ganzen Wesen.

„Ich werde für Ihre Soldaten sorgen,“ sagte sie, „und bitte, mich für einige Zeit zu entschuldigen.“

Jetzt kirrte der Hof vom Waffenlärm . . Erich gab militärische Anordnungen; er war fest davon überzeugt, daß in dieser ganzen Gegend keine größeren französischen Abtheilungen zu finden waren, nur vereinzelte Trupps, denen er vollständig gewachsen war. Das kleine Gefecht bestärkte ihn hierin; gegen derartige Streifpatrouillen bot das Schloß ausreichende Sicherheit. Gleichwohl stellte er Posten aus, theils vor dem Thore, theils weiter hinaus im Walde, und traf Vertheidigungsmaßregeln gegen einen unerwarteten Angriff. Sein Gewissen regte sich: hatte er nicht Kriegsgefahr über das friedliche Waldschloß heraufbeschworen, und war's nicht viel mehr seines Herzens Wunsch, als die Pflicht, was ihn hierher geführt? Doch er beschwichtigte diese Mahnungen mit der Ueberzeugung, die Franzosen würden

sich nicht heranzuwagen mit ihrer kleinen Mannschafft an ein leicht zu vertheidigendes Schloß . . . und um alsbald sein Pflichtgefühl und seinen Diensteifer zu bewähren, rief er die Beamten zusammen, ließ die Gutspläne vor sich entrollen, die zum Besizthum gehörigen Ortschaften mit den Namen der Schulzen aufzeichnen und entwarf den Plan für die Reihenfolge, in welcher er von Dorf zu Dorf marschiren wollte. Endlich kam der langersehnte Augenblick, wo er mit Heloise allein sein konnte; sie empfing ihn in ihrem Boudoir, welches den Blick in die romantische Schlucht hinein gestattete.

„O wie glücklich bin ich“, sagte sie unbefangen, „daß ich Sie wiedersehe . . . und gerade jetzt, wo ich allein und verlassen bin, thut mir ein freundlich Wort so wohl, und so bedürftig bin ich des guten Rathes.“

Erich dankte ihr herzlich für ihr Vertrauen; anfangs war er befangen durch den Zauber einer Schönheit, die ihm jetzt traulicher nähergetreten war: er war allein mit ihr, was er so lange, so heiß ersehnt hatte; doch er hatte das Gefühl, als sei er so allein mit ihr, nicht in einem Boudoir, sondern in einem Tempel, wo die Nähe des Göttlichen heilige Schauer erweckt. Es bedurfte der liebenswürdigsten Ungezwungenheit Heloisens, um diesen Bann zu brechen; freilich, es blieb noch genug des Fremden und Unausgesprochenen zwischen ihnen; denn er war gekommen mit einem leidenschaftlichen Herzen, und wie hätte er seinen heißen Wünschen hier Worte geben können, wo er nicht

wußte, ob sie Erwiderung finden würden? Mahnte doch Alles hier an ein harmonisches, selbstgenügsames Dasein, und er sollte einbrechen in dasselbe mit der dämonischen Gluth, die jeder unwiderstehlichen Leidenschaft eigen ist? Das war das Heim einer hochgestimmten Seele. Da stand nicht nur ein Clavier, ein Büchergestell, Alles von Blüthenranken übersponnen; auch eine Welt- und eine Himmelskugel verkündete, daß Heloise die Schülerin ihres Vaters war; selbst einige Folianten belasteten die unteren Fächer des großen Büchergestells. Das Zeichen des Rosenkreuzers war in die Tischdecken gestickt, in die Teppiche gewebt, blickte überall vom Plafond nieder, und der vorspringende Erker, wo ihr Nähstischchen stand, war schwarz ausgeschlagen und mit goldenen Inschriften bedeckt . . mit den Sinsprüchen der Provinzen, in welche das Reich der Rosenkreuzer zerfiel. Alles machte den Eindruck, daß hier ein nach Erkenntniß dürstender Geist und ein sinnig Gemüth im schönen Bunde walteten.

Doch neben dem Reiche des Friedens, dem Reiche des Vaters, hatte die Tochter sich noch eine kleine Freistatt gegründet für das Reich des Kampfes, das einmal die Welt beherrscht. Da hingen in einem Schrank Büchsen und Flinten und Pistolen und allerlei Waffen. Ohne Gespielin in der Einsamkeit aufgewachsen, hatte sie unter Leitung eines kundigen Beamten den Schießsport gepflegt, nach den Scheiben im Felsenthal mit Büchsen und Pistolen geschossen und, ohne eine wilde Jägerin zu sein, doch ge-

legentlich den Raubvögeln und andern Unholden des Waldes den Krieg erklärt.

„Wieviel“, sagte sie zu Erich, „ist vorgegangen in der Welt, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen. Von großen und traurigen Geschehnissen ist die Kunde hier in diese Einsamkeit gedrungen: und diese Schicksale sind die unsrigen; denn es sind diejenigen der Heimat, des Vaterlandes! O, ich kann Ihnen nicht sagen, Herr von Berneck, wie ich die fremden Eindringlinge hasse, jene Franzosen, die meinen Vater mißhandelt, meiner Mutter das Leben geraubt, wie ich mit allem meinen Denken und Fühlen wurzle in dieser heimatlichen Erde des schönen Schlesierlandes, wo die Wiege meiner Eltern stand. Mit fieberischer Spannung verfolgte ich jede Nachricht von den Kämpfen mit den Feinden . . und als Breslau fiel, vergoß ich bittere Thränen . . Sie waren mit in Breslau?“

„Leider! nicht auf den Wällen, sondern nur als Führer der Bürgerwehr!“

„Und jetzt?“

„Bin ich Offizier des Königs im Freicorps des Grafen Götzen und hier in's Gebirge commandirt, um neue Truppen zu werben: das verschafft mir ein langersehntes Glück, das Glück, Sie wiederzusehen.“

Heloise erröthete; sie erwiderte nichts . . doch ihr Herz schlug lebhafter.

„Und wo ist Ihr Vater?“

„Ein Gefangener des Generals Vandamme, der unten



auf Schloß Dsmannndorf haust! Er hatte versäumt, dem General die Honneurs zu machen und wurde dorthin escortirt."

"Und Ihre Freundin?"

Heloise zögerte mit der Antwort.

"Sie hat das Schloß verlassen . . sie befindet sich gewiß in der Nähe meines Vaters."

"Sie berichten mir nicht Alles . . wie durfte sie sich von Ihnen trennen?"

"Man wollte", sagte Heloise nach kurzem Besinnen, „uns Beide zu meinem Vater abholen; doch mir war die Begleitung unwillkommen; sie fand sich darein . . ich aber blieb zurück."

"Und ganz allein in so bedrohlicher Zeit?"

"Ich fürchtete mich nicht . . hier nicht! Drüben im Lager des Generals Vandamme hätte ich Anlaß zur Furcht gehabt."

"Nur kurz kann die Freude des Wiedersehens sein", versetzte Erich, „denn ich muß bald wieder Ihr Schloß verlassen, recht bald . . unsere Anwesenheit bedeutet eine Gefahr für Sie."

"Eine Gefahr?"

"Wir sind schon im Walde von französischen Tirailleurs angegriffen worden. . ."

"Hier im Schlosse sind Sie sicher."

"Doch nicht, wenn eine größere Truppenmacht sich naht."

„Es macht mir Freude, Ihre Soldaten zu bewirthten, und Sie sollten ihnen eine längere Rast an dieser gastlichen Stelle gönnen . . ihnen und auch sich selbst. Rast der Feind . . wir werden uns vertheidigen. Unsere Beamten, das Gefinde wird mit zu den Waffen greifen . . ja ich schwöre es Ihnen, ich selbst!“

Sie sprach's, sich aufrichtend, mit leuchtendem Blick!

„Es lebt in mir ein flammender Haß gegen die Feinde, welche auch die Feinde meines Hauses sind und das Glück der Meinigen zerstört haben! Was suchen sie in diesen Bergen? Wäre Rübezahl nicht ein so friedlicher Gott . . er hätte sie längst mit seinen Wettern vernichtet. Doch Haus und Herd zu vertheidigen, ziemt auch den Jungfrauen dieses Landes.“

„Sie wissen nicht, was Sie heraufbeschwören über sich und das Schloß Ihres Vaters.“

„Eine alte Burg stand an dieser Stätte. Sie sehen, die Hofmauer, ein Stück der alten Burgmauer, ist noch mit Schießscharten versehen . . und aus den unterirdischen Gemächern führen Gänge durch den Felsen, welche im Falle der Niederlage die Flucht sichern. Rast eine feindliche Uebermacht, so sind Sie draußen im Walde verloren . . hier nicht! Bleiben Sie, ich bitte! Drohen Noth und Gefahr, ich theile sie mit Ihnen!“

„Heloise“, rief jetzt Erich mit überströmender Leidenschaft; denn des Mädchens Worte und der Ton, in dem sie sprach, hatten sein Herz mit frohester Hoffnung erfüllt,

ja ihm den Muth gegeben zu offenem Geständniß. Und sie hörte das kühne Wort von seinen Lippen, und keine Falte des Unwillens umzog ihre Stirn, und es war, als ob ein glückliches Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Heloise,“ fuhr Erich fort, „seit ich Sie gesehen, hat Ihr Bild mich durch's Leben begleitet, und oft schien alles Andere nur wesenlos und schattenhaft. Ich leugne es nicht, die Qual der Trennung konnte ich nicht länger überwinden. Ihretwegen war ich hocherfreut, als ich den Auftrag erhielt, der mich in diese Berge führte . . um Sie zu sehen, wagte ich selbst, Ihnen Gefahr zu bringen: eine Vermeßtheit, die ich tief bereuen würde, wenn Sie mir dieselbe nicht verziehen hätten; ja wenn sich hier nicht eines neuen Lebens Pforten vor mir aufthäten . . da giebt's kein Bangen, keine Angst, keine Schrecken mehr.“

„Nein, nein“, rief jetzt auch Heloise, wie mit entzückter Zustimmung.

„Und könnt' ich das stolze Wort in die Welt rufen, wir gehören einander an, dann würde jede drohende Gefahr dem neugeschlossenen Bunde die höchste Weihe geben . . darf ich's, Heloise? Und das ist mein Recht darauf: ich liebe Sie!“

Ein innerliches Erzittern kam über das Mädchen, als Erich ihre Hand mit glühenden Rüssen bedeckte.

„Ich liebe Sie! . . und Du, Heloise?“

Sie hatte sich gefaßt, das leidenschaftliche Fieber, die Erregtheit des Augenblickes, die mädchenhafte Schen bezwungen,

die sich retten will vor der fremden Macht, die sieghaft über sie triumphirt, doch warum sollte sie zögern, das Wort auszusprechen, das schon längst in ihrer Seele lebendig war? Es war Schicksalschluß. *Fata viam invenient*: so leuchtete mit goldenen Lettern der Spruch der Rosenkreuzer zu ihr hernieder. Das Schicksal hat seinen Weg gefunden, und sie will ihn muthig wandeln. So sagte sie denn mit frohem Entschluß, mit einem sanften Lächeln voll Hingebung:

„Ja, ich liebe Dich . . . schon lange, schon lange. Was auch kommen mag, ich will vereint mit Dir durch's Leben wandeln.“

Eine innige Umarmung . . ein glühender Kuß . . es waren ernst gestimmte Gemüther, die sich hier gefunden . . es war kein flüchtiger Kausch, es war ein bindendes Wort, und bindender als das Wort war das Gefühl, von dem es eingegeben worden.

Da tönten in der Ferne zwei Gewehrschüsse. Erich riß sich los aus Heloïsens Armen . . . sollte der Ernst einer schweren Prüfung so rasch an sie herantreten?

Draußen im Vorfaal meldete Korporal Steiner, daß die Vorposten mit französischen Truppen geplänfelt, die auf dem Waldweg sich näherten. Erich befahl, die Posten sogleich einzuziehen, und den Mannschaften, sich zur Vertheidigung zu rüsten; sie stellten sich hinter den Schießscharten der Mauer auf.

Nur einen Augenblick schwankte Erich, ob er nicht

Heloise nach dem geheimen Felsengang fragen sollte, um sich mit seinen Truppen zurückzuziehen; doch noch war es unsicher, von welcher Seite der Feind sich näherte, und die abziehenden hätten dort gerade in seine Hände fallen können; vor Allem aber durfte er Heloise nicht hier ohne Schutz zurücklassen, nachdem er den Feind hierher gelockt.

Heloise selbst aber war von einem Feuer des Muthes ergriffen, der sie weit hinaus hob über alles Alltägliche; hatte sich derselbe doch selbst an der Gluth ihrer Liebe entzündet. Sie hatte aus dem eignen Waffenschrank die Büchse genommen, mit andern Flinten und Pistolen die Beamten und die Knechte bewaffnet, und so trat sie mit dem Aufgebote des Schlosses den Soldaten Erichs zur Seite. Durch ein Thor des hinteren Hofes hatte ein Rundschafter sich entfernt, war auf die mit Gebüsch bewachsenen Felsen emporgeflettert und dann auf dem Waldberge bis zu einer Lücke im Dickicht vorgeedrungen, von wo er, unter weit überhängendem Brombeergesträuch versteckt, den Heerweg beobachten konnte. Er sah dort einen Bauernburschen im lebhaften Gespräch mit einem französischen Offizier und seitwärts deutend auf die Felschlucht, in welcher das Schloß versteckt lag. Ein bayrischer Unteroffizier schien den Dolmetsch zu machen und des Burschen Mittheilung an den Offizier zu übersetzen. Weiter voraus bligten schon einige Bajonette; hinter dem Offizier aber kamen geschlossene Trupps anmarschirt.

Der Rundschafter kehrte zurück und berichtete, was

er gesehen; Alles machte sich auf einen ernstlichen Kampf gefaßt.

Bald kam ein Parlamentär mit Trommelschlag und verlangte Einlaß für die Franzosen und die Ergebung der im Schloß anwesenden preussischen Truppen.

Die Forderung wurde von Erich zurückgewiesen.

Es trat eine längere Pause schwüler Erwartung ein; außer dem im Feuer gefesteten Korporal Steiner waren die andern Truppen Erichs Neulinge im Kampf, ebenso die Beamten und Knechte des Schlosses. Es herrschte die Stimmung wie vor einem heranziehenden schweren Gewitter; es fehlte jene Gleichgültigkeit gegen alles Kommende, gegen Tod und Leben, welche des soldatischen Muthes sicherste Grundlage ist.

Heloise aber befand sich in einer kampflustigen Erregung, welche unweiblich erschienen wäre, wenn es nicht die Liebe zu dem Kampfgenossen gewesen, was ihrer Begeisterung für die Sache des Vaterlandes einen so kriegerischen Schwung gab.

Das Feuer begann von beiden Seiten; hinter den Stämmen sich deckend, rückten die französischen Truppen vor; gleichwohl wurden mehrere von den Kugeln der Freischaaren verwundet. Es war eine aussichtslose Plänkelei, bei welcher die Franzosen im Nachtheil bleiben mußten. Da rückten im Pulbergewölk einer von dem Haupttrupp abgefeuerten Salve zwei langbärtige Sappeurs mit Aexten

bewaffnet vor, um das Thor einzuschlagen . . . doch beide sanken getroffen zu Boden.

Wiederum trat eine Pause ein; das Gewehrfeuer der Franzosen verstummte; sie zogen sich zurück. Die Besatzung des Schlosses brach in ein lautes Freudengeschrei aus, sie hatte ja den feindlichen Angriff abgeschlagen. Doch blieb Alles unter Waffen. Der Keller des Herrn Duplassy spendete indeß erquickenden Labetrunk in reichem Maße, und das Schloßgesinde sprach ihm tapfer zu. Heloise selbst kredenzte hier und dort den Becher mit köstlichem Wein . . . sie kam sich fast wie eine Marktenderin vor, aber sie gehörte ja mit zum waffenfähigen und kriegsgerüsteten Volke und hatte ja aus dem Feuerrohr Kugeln den Feinden zugeschickt.

Die Besatzung befand sich bald in gehobener Stimmung; ihr Kampfesmuth war im Wachsen, der leichte Rausch führte ihr glänzende Bilder vor; Siegestrunkenheit erfüllte sie Alle. Der Posten oben in der Brombeerhecke war wieder besetzt, und auch von der Hofmauer aus wurde nach dem Feinde ausgespäht; nirgends erblickte man ihn, und die Schloßbewohner begannen sich behaglich zu fühlen.

Heloise und Erich waren von einem süßeren Rausch ergriffen, als ihre Mannschaften; sie saßen unter den Säulen der Vorhalle, im Versteck von schlanken blühenden Oleandern, Hand in Hand, sich tief in die Augen sehend. Und sie erzählte ihm viel von ihres Vaters Leben, von ihrer Mutter Schicksal, und wie sie jetzt, wo ihr altes Heim zerrüttet

und von Verderben bedroht sei, eine neue Heimat gefunden in seiner Liebe. Wie weich schmolz das stolze unerschrockene Mädchen in einer ihr bisher fremden Zärtlichkeit hin, die sie selbst anfangs überraschte, beschämte, bis sie erkannte, daß es eine Offenbarung ihres innersten verhüllten Seelenlebens war.

Und zum ersten Male freute sie sich eines Besitzes, den die Schmeichelworte der Freundin, des Vaters, ihrer ganzen Umgebung ihr oft genug zugesprochen, den sie aber nie geprüft, den sie gleichgültig hingenommen, wenn er in Wahrheit ihr eigen war; des Besitzes ihrer Schönheit.

Wenn sie sich einen Augenblick von Erich trennte, um nachzusehen, ob es den kriegerischen Gästen auch an nichts fehle: zum ersten Male blieb sie vor den Trümeaus in des Schlosses großer Halle stehen, diesmal nicht, um Kleidung oder Schmuck zu ordnen, wie sie bisher gethan, sondern um ihre Züge, ihre Gestalt, ihr ganzes Selbst, dies große Geschenk, das sie dem Freunde machte, mit prüfendem Blick zu mustern. Und es war nicht die Genugthuung selbstgefälliger Eitelkeit, die sie empfand, als sie ihr prächtiges, goldenes Haar, das schöne Ebenmaß der Züge, die schlanke und doch volle Gestalt im Spiegel zurückgestrahlt sah, sondern die Freude, daß sie zu ihrer Liebe auch noch solche Schönheit als Gegengabe in die Waagschale legen konnte, während in der andern eines edeln und tapferen Mannes glühende Leidenschaft lag.

Doch war jetzt der Augenblick für solche Empfindungen?

Sie wußte es nicht; sie war in einem Rausch, den die ernste Gefahr nur noch zu steigern vermochte. Sie segnete diese Gefahr; denn sie hatte mit schöner Plötzlichkeit die Blüthe einer Liebe entfaltet, die sonst vielleicht in der Knospe erstickt wäre. Und was war Tod und Leben für eine so große Leidenschaft, die ja in Allem nichts sah, nichts zu unterscheiden vermochte, als sich selbst! Und wenn ihre zarte Hand die mörderische Kugel entsendet hatte: es war ja die Gemeinschaft des Kampfes, in welchem treue Liebe zusammenstand, mitleidlos, erbarmungslos. Doch sie wollten ja selbst nicht Mitleid, nicht Erbarmen; sie waren bereit, mit einander zu sterben.

Stunden vergingen . . . noch zögerte die Abendsonne der längsten Tage des Juni mit ihrem Scheidegruß. In röthlichem Schein leuchteten die im Hofraum zusammengestellten Gewehre; über den Tannen ringsum flammte die sinkende Leuchte des Tages, und bald schimmerte es blutroth zwischen den Stämmen hindurch.

Heloise riß sich los aus den Armen des Geliebten, sie sorgte für das Nachtquartier der Soldaten. Mit dem wirthschaftlichen Schlüsselbund ausgerüstet, eilte sie von Gemach zu Gemach, durch die Räume, die sich in den Seitengebäuden des hintern Hofes fanden, auch in die Keller begab sie sich und prüfte die Schlösser des geheimen Ganges, sie öffnete seine Thüren. Sie selbst steckte vor der einen Hauptthüre zwei Jackeln auf, welche im Falle einer Niederlage dem Weg zur Flucht leuchten sollten.

Als sie wieder zurückgekehrt war, in die abendhelle Veranda, fand sie Erich in großer Erregung. Der Späher vom nächsten Felsenberge war soeben herabgeeilt und meldete die Annäherung zahlreicher Feinde; auch das Gedröhne von Rosseshufen hatte er vernommen auf dem Waldwege und andere Uniformen durch das Buschwerk leuchten sehen, als diejenigen der leichten Infanterie, die vorher den Angriff auf das Schloß gemacht.

Ein Trompetensignal rief die Mannschaft zusammen. Alle griffen zu den Gewehren und nahmen ihre Posten ein; doch es herrschte längere Zeit eine dumpfe Stille, keine Plänkler nahen sich dem Schlosse, nur ferne Commandorufe ertönten. Kaum sah man in der wachsenden Dämmerung, was sich dort auf dem Wege vorbereitete, der gerade nach dem Schlosse zu führte. Doch bald flogen die Kugeln der Schützen in das dunkle Gewühl, das sich mit unbestimmten Umrissen abzeichnete.

Da, plötzlich . . . ein Kanonendonner . . . leuchtender Aufblitz durch die Pulverwolke . . . das Hoftor krachte und splitterte . . . und nicht lange darauf ein zweiter Wetterschlag. Das Thor brach aus den Fugen und schlug zu Boden.

Der Feind hatte zwei leichte Berggeschütze herbeigeholt, um den Eingang zu forciren.

Blitzschnell sammelten sich Erichs Schützen in der Bresche; eine Salve begrüßte die Feinde, die jetzt auf dem Waldweg im Sturmschritt nahen, während aus allen seit-

wärtsliegenden Buschverstecken Trupp auf Trupp hervor-
drang, um die anstürmende Hauptmacht zu verstärken.

Doch gelang es, den ersten Angriff zurückzuschlagen:
jetzt mußte wieder das Geschütz an's Werk, um in der
frei gewordenen Schußlinie die Vertheidiger aus der Thor-
öffnung fortzujagen. Diese verbargen sich zwar hinter der
Mauer; aber bald rüttelten die Kugeln auch an der steinernen
Brustwehr und schmetterten einen Hagel von Mauersteinen
auf die Schützen nieder.

Erich sah ein, daß der Vorderhof unhaltbar sei . .
er zog sich mit seinen Truppen auf die Terrasse des seit-
wärts in die Felschlucht gebetteten Schlosses zurück, wo
sie zunächst vor den Geschützen der Feinde sicher waren.

Inzwischen ertönte oben vom Felsen, welcher zur
rechten Seite das Schloß beherrschte, ein Trompetensignal
der Feinde. Ein Trupp derselben hatte offenbar vom
Walde aus den Berg erklettert; doch konnten die Kugeln
von dort aus nicht auf die von den hohen Baulichkeiten
des Schlosses geschützte Terrasse dringen.

Hier stand die Mannschaft Erichs jetzt schußbereit . .
Heloise mit rauchender Büchse und pulvergeschwärzten Händen
an seiner Seite. Sie beschwor ihn, jetzt den Rückzug
durch den Felsengang anzutreten; er stehe einer Uebermacht
gegenüber, und er dürfe seines Königs Truppen nicht nutz-
los opfern: das Schloß sei ja nicht ein wichtiger Punkt,
den er zu halten habe; es sei nur ein zufälliger Aufenthalts-
ort für die Seinen. Erich mußte ihr zwar hierin Recht

geben . . . , doch er wollte sich nicht zurückziehen, ehe er noch einmal tapfere Gegenwehr versucht. Es war eine scharfe Ecke, welche die Franzosen passiren mußten, wenn sie aus dem Vorhof sich zum Angriffe gegen das seitwärts gelegene Schloß wenden wollten, wie das Wild, das aus dem Walde auf die Dichtung tritt; größeren Massen aber drohte bei der nöthigen Linkschwenkung ein vernichtendes Beletonfeuer.

In der That schienen sich die Franzosen lange Zeit zu besinnen, ehe sie zum erneuten Angriff schritten. Sie fürchteten zunächst einen Hinterhalt; nochmals dröhnten einige Kanonenschüsse: dann trat eine längere Pause ein. Mit Trommelflang und Kriegsgeschrei drangen sie darauf in den Vorderhof ein und machten hier Halt, voll Bewunderung, keinen Feind zu finden.

Wiederum verstrich eine längere Zeit, ehe die Offiziere sich über einen Angriffsplan einigten. Ueber Lage und Beschaffenheit des Schlosses selbst hatte sie der Bauernbursche Peter, Strahlheims Diener, unterrichtet.

Abermals ertönte ein Trompetensignal vom Berge . . . und nun rüsteten sich die Franzosen zum entscheidenden Ansturm. Die vorsichtig um die Ecke der Hofmauer sich heranschleichenden Tirailleurs feuerten zwar einige rasche Schüsse auf die Terrasse ab: doch mußten sie sich rasch zurückziehen, einzelne verwundet, denn die preußischen Soldaten blieben die Antwort nicht schuldig.

Jetzt begann sich der Haupttrupp zu ordnen, um mit

rascher Schwenkung in die Front gegenüber der feindlichen Vertheidigungslinie einzurücken. Man hörte das Commando und den ermuthigenden Zuruf der Offiziere, und bei Trommelschlag schwenkte eine geschlossene Linie zum Angriff vor; doch sie wurde mit einer Salve empfangen, welche Lücken in die Reihen riß und Alles in Verwirrung brachte, sodaß über die Verwundeten und Sterbenden hinweg die Ueberlebenden zurück in den Vorhof stürzten.

Schon hoffte Erich, seinen Posten hier siegreich zu behaupten . . . da vernahm er hinter sich ein dumpfes Geschrei, das sich immer lauter in kreischenden Angstrufen äußerte. Es waren die Frauen der Knechte aus den Hofgebäuden, welche sich den Kämpfern näherten mit der Schreckenskunde, daß das Schloß brenne. Der Feuerruf ertönte vernehmbar den Feinden, die in lauten Jubel ausbrachen.

Die Soldaten hatten oben von der Felshöhe aus Pechfränze in das Schloß geschleudert. Die Dachsparren waren in Brand gerathen, und verzehrend wälzte sich die Flamme weiter. Erich empfand zunächst einen tiefen, reuevollen Schreck. Das Heim der Geliebten eine Beute des Feuers und durch seine Schuld! Doch Heloise stand neben ihm, bleich zwar, indeß fest und unerschüttert, mit kühner Entschlossenheit.

„Es ist jetzt unmöglich, zu kämpfen oder des Feuers Herr zu werden . . . überlaßt die Brandstätte den Feinden . . . ich führe Euch . . .“

„Und Du gehst mit mir?“

„Ich gehe mit Dir!“

Rasch versammelte Erich seine Kämpfer und theilte ihnen mit, daß sie das Schloß durch einen Felsengang verlassen und sich so retten würden.

In dem Zimmer mit den Revolutionsbildern war hinter dem Schwur im Ballsaal eine versteckte Tapetenthür angebracht, durch die man zu einer Treppe gelangte, welche in den Keller hinab zu dem Felsengange führte. Heloise wollte hier an der Thür den Andrängenden den Weg zeigen; Erich sollte unten die eine Fackel nehmen, um den Seinen durch den winkligen Gang zu leuchten, der Corporal Steiner mit der anderen Fackel den Zug schloß.

Es war ein angstvoll Getümmel . . . man hörte das Prasseln der Flammen . . . durch die Corridorthür, die zum Revolutionsaal führte, leuchtete die rothe Gluth herein, Heloise suchte Ordnung zu halten, daß nicht das Gedränge auf der schmalen Treppe Gefahr brachte oder gar unten ein verworrener Knäuel über einander Stürzender den Zugang zur Felsenpforte sperrte . . . Und es war nicht leicht, den Andrang zu regeln. Die Truppen, die im Kampfe sich auf's Tapferste bewährt haben, sind beim Rückzug und auf der Flucht oft von rastloser Hast ergriffen. Es ist, als ob die niedern Instinkte zur Herrschaft gelangten, sobald man dem Feind den Rücken kehrt: hier gilt's ja nicht mehr zu siegen, sondern nur das Leben zu retten; und auch hierin will's Einer dem Andern zuvorthun.

Selbst entmuthigt sah Heloise die Haſt der Flucht, die an ihr vorüber die Treppe hinunter poſtete; ſie mußte zur Ordnung und doch auch wieder zur Eile mahnen, denn ſchon züngelte der heiße Flammenodem vom Dachstuhl abwärts, und leichtes in den Saal dringendes Rauchgewölk kündete den erſtickenden Qualm, der ihm bald auf dem Fuße folgen mußte. Soldaten, Beamte, Knechte ſtürzten an ihr vorüber.

Sie hatte nur den einen Gedanken: „Gott ſei Dank, er iſt gerettet!“

Doch nicht konnte ſie das unheimliche Weh zurückdrängen, das ſich in ihr Herz ſchlich. Ihres Vaters Schloß, die Stätte ihrer Jugend, mit all' den Schätzen geheimer Weiſheit, mit jedem Beſitz, der ihr ſelbſt theuer war . . . Alles in Flammen, Alles vernichtet! Das durchzuckte ſie nur wie ein Strahl des Schmerzes . . . ein Augenblick . . . ſie war geſaßt und nur dem Nächſten zugewendet.

War dies der Letzte, dem ſie den Weg gezeigt? Folgten noch Mehrere?

Sie eilte nach dem Corridor zurück, um dann ſelbſt durch die Tapetenthüre zu verſchwinden und ſie hinter ſich abzuschließen. Es waren die Letzten . . . doch eine franzöſiſche Uniform blinkte ſchon durch den dichter werdenden Rauch. Sie trat in den Saal zurück; doch was lähmte ihre Schritte ſchon an der Schwelle? Sie preßte die Hand auf's Herz . . . ſie rang vergebens nach Athem; jetzt hatte der Feuerdrachen oben ſeinen Odem in dichtem Gewölk

ausgequalmt . . . Alles füllte sich mit erstickendem Rauch . . . das krachende Gebälk kündete den Zusammensturz des Hauses.

Sie brach zusammen . . . da faßten sie starke Arme . . . aber es waren nicht die Arme des Retters. Vor's Schloß zurückgetragen . . . an der freien Luft kam sie wieder zur Besinnung; doch sie sah um sich französische Uniformen, hörte feindselige Worte und rohes Gelächter.

Hoch prasselten vor ihr die Feuergarben in den Abendhimmel . . die Säle und Boudoirs, das Baubergemach des Magiers, die vielsagenden Zeichen, die deuthamen Bilder und Büsten . . . Alles ein Flammenmeer . . . ein Asyl der Weisheit und edlen Menschlichkeit von dem Reid der blindwüthenden Elemente verzehrt.

„Nun, wir haben unseren Feinden gehörig eingeheizt,“ sagte ein Sergeant, „sie werden wohl im feurigen Ofen zu Asche verkohlt sein.“

„Er ist gerettet,“ flüsterte Heloise, die Hände faltend.

Jetzt trat der Sergeant näher an sie heran.

„Die Hände sind von Pulver geschwärzt,“ rief er ingrimmig, „sie hat auf uns ihr Gewehr abgeschossen, Lieutenant,“ sagte er zu dem herankommenden Offizier.

„Weiber schützt das Gesetz des Krieges nicht . . . es ist eine Mörderin . . . sollen wir sie füsilliren?“

Heloise hatte sich inzwischen aufgerichtet, sie erwiderte nichts . . . sie sah dem Geschick fest in's Auge.

Auf den Lieutenant machte Heloijens heldenmüthiges Wesen und stolze Schönheit Eindruck.

„Das wäre schade,“ sagte er, „solche Kriegsbeute bringen wir dem General Vandamme . . . er steht mit dem Prinzen in Breslau nicht gut, doch er will sich jetzt mit ihm ausöhnen. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft . . . das ist etwas für den Prinzen.“

Heloise verstand nur, daß ihr das Leben geschenkt sei . . . sie wußte, daß sie eine Gefangene wie ihr Vater war. Hoffnungslos starrte sie in die Flammen, die sich immer schneller ausbreiteten, denen nur dieser oder jener muthige Soldat ein Beutestück entrißten hatte.

Die Stätte ihrer Vergangenheit war unter Schutt und Trümmern begraben . . . doch die Zukunft?

Eine leise Hoffnung regte sich in ihrem Herzen, die Hoffnung auf ein Wiedersehen!

Ende des zweiten Bandes.



Inhalt.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.	Rübezahl	7
Zweites „	Ein Freiwerber	20
Drittes „	Ein Rosenkreuzer	39
Viertes „	Liebe und Flucht	64
Fünftes „	Im Reich der Guillotine	79
Sechstes „	Ein Gefangener	103

Viertes Buch.

Erstes Capitel.	Bei den Freischaaren	119
Zweites „	In der Höhle des Tigers	136
Drittes „	Der graue Mann auf Schloß Berned.	146
Viertes „	Zwischen zwei Feuern	157
Fünftes „	Ein Ueberfall	169
Sechstes „	Der Kampf um Rübezahls Schloß	189

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Sport.

Roman

von

E. Tsch.

Ein Band. 19 Bogen 8°. Hochelegant broschirt M. 4.50;
fein gebunden M. 5.50.

Die Verfasserin, deren Name bekanntlich in der Roman- und Novellen-Literatur einen guten Klang hat, hat es in dem vorliegenden, ihrem gelungensten Werke, in meisterhafter Weise verstanden, die Wirkungen schlechter Leidenschaften und der bösen Zungen ergreifend und spannend darzustellen und ihre Heldin zugleich als ein Opfer der niederen Leidenschaften ihres Gatten, wie als eine Märtyrin der Gesellschaft erscheinen zu lassen.

Ein geopferter Herz.

Roman

von

Ernst Malberg.

Ein Band. Hochelegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Der Verfasser führt in diesem Romane einen prononcirten Vertreter des leichtlebigen Berliner Geistes in der Provinz mit einer edlen Familie zusammen, deren Mitglieder mit der Himmelsgabe eines reinen harmlosen Gemüths gesegnet sind. Die Darstellung ist im höchsten Grade fesselnd, die scenenreiche Handlung mit leidenschaftlicher Lebendigkeit und in spannendster Weise bis zu Ende geführt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die beiden Töchter des Hauptmanns.

Roman

von

Hieronymus Form.

Hochelegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Hieronymus Form bethätigt in diesem Romane nicht nur alle längst an ihm anerkannten Vorzüge seiner Schreibart, blühenden, anmuthenden Styl und wirksamste psychologische Entwicklung, sondern er betritt darin auch mit größtem Erfolge das Gebiet der sensationellsten Conflicte des Herzens und schildert eine Fülle von Begehnissen, deren Natur wieder einmal die Wahrheit bestätigt, daß das wirkliche Leben oft die packendste und abenteuerlichste Romantik überbietet. Alles, was der Verfasser über die Familie des Hauptmanns Rittinger und ihre bis in hohe Kreise sich ausdehnenden Beziehungen in Oesterreich und Amerika erzählt, wird jeden Leser aufs Tiefste ergreifen und buchstäblich in athemlose Spannung versetzen.

Merlin's Wanderungen.

Eine Dichtung

von

Rudolf von Gottschall.

Elegant broschirt M. 2.—; fein gebunden M. 3.50.

Gottschalls „Merlin“ ist eine eminent moderne Dichtung. Denn der aus der alten Sage bekannte Zauberer ist eben nur der Beobachter, was er aber beobachtet und in seiner Weise schildert, ist warmes Leben, moderne Leidenschaften, moderne Laster. Gottschalls Verse sind von außerordentlichem Wohlklang und Schwung und erreichen an vielen Stellen eine hinreißende Wirkung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser.

Von

Wilhelm Jensen.

Ein Band 80. 17 Bogen. Hochlegant broschirt M. 4.50;
fein gebunden M. 5.50.

Der berühmte Novellendichter hat sich in dieser Erzählung eine besonders reizvolle Aufgabe gestellt. An eigene Jugenderinnerungen aus seiner Heimatstadt Kiel knüpft er kunstvoll eine Darstellung der Herzenserlebnisse des Dichters Paul Fleming, der bekanntlich im Auftrage des Holsteinischen Herzogs an der großen Reise nach Persien theilnahm. Dichtung und Wahrheit sind in dieser neuesten Schöpfung anmuthig verflochten. —

Ledige Frauen.

Roman

von

Felix Balden.

Fortsetzung zu Paul Lindau's „Arme Mädchen.“

2 Theile in einem Bande. Hochlegant broschirt M. 6.—;
fein gebunden M. 7.—.

Unter diesem Pseudonym birgt sich ein in den weitesten Kreisen bekannter Berliner Gelehrter, der die Natur mit ebenso scharfem Auge zu beobachten gewohnt ist, wie das Leben der Menschen in Berlin. Er hat sein Werk eine „Fortsetzung“ des vielgelesenen Lindau'schen Romans genannt, weil er die Schicksale der Hauptpersonen desselben weiter fortführt; in der That ist aber die Art, in welcher diese Personen zu Trägern einer neuen, vielverschlungenen Handlung gemacht werden, eine durchaus originelle.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Unschuldig verurtheilt.

Roman

von

Paul Labarrière.

Autorisirte Uebersetzung von **Emil Neumann.**

19 Bogen. Hochelegant broschirt M. 4.50; fein geb. M. 5.50.

Unähnlich der leichten Duzendwaare moderner französischer wie deutscher Romanliteratur, welche von der Criminalistik einige abgebrauchte Typen und schematische Phrasen borgt, ist der Labarrièr'sche Roman tief angelegt, durchaus lebenswahr und in allen seinen höchst interessanten Zügen von der künstlerischen Noblesse des Erzählers getragen. Die durch das ganze Buch gehende, die wirksamste Action adelnde Seelenmalerei macht dasselbe zugleich würdig, zur bevorzugtesten Lektüre des Familientisches zu gehören.

Die rothe Laterne.

Roman

von

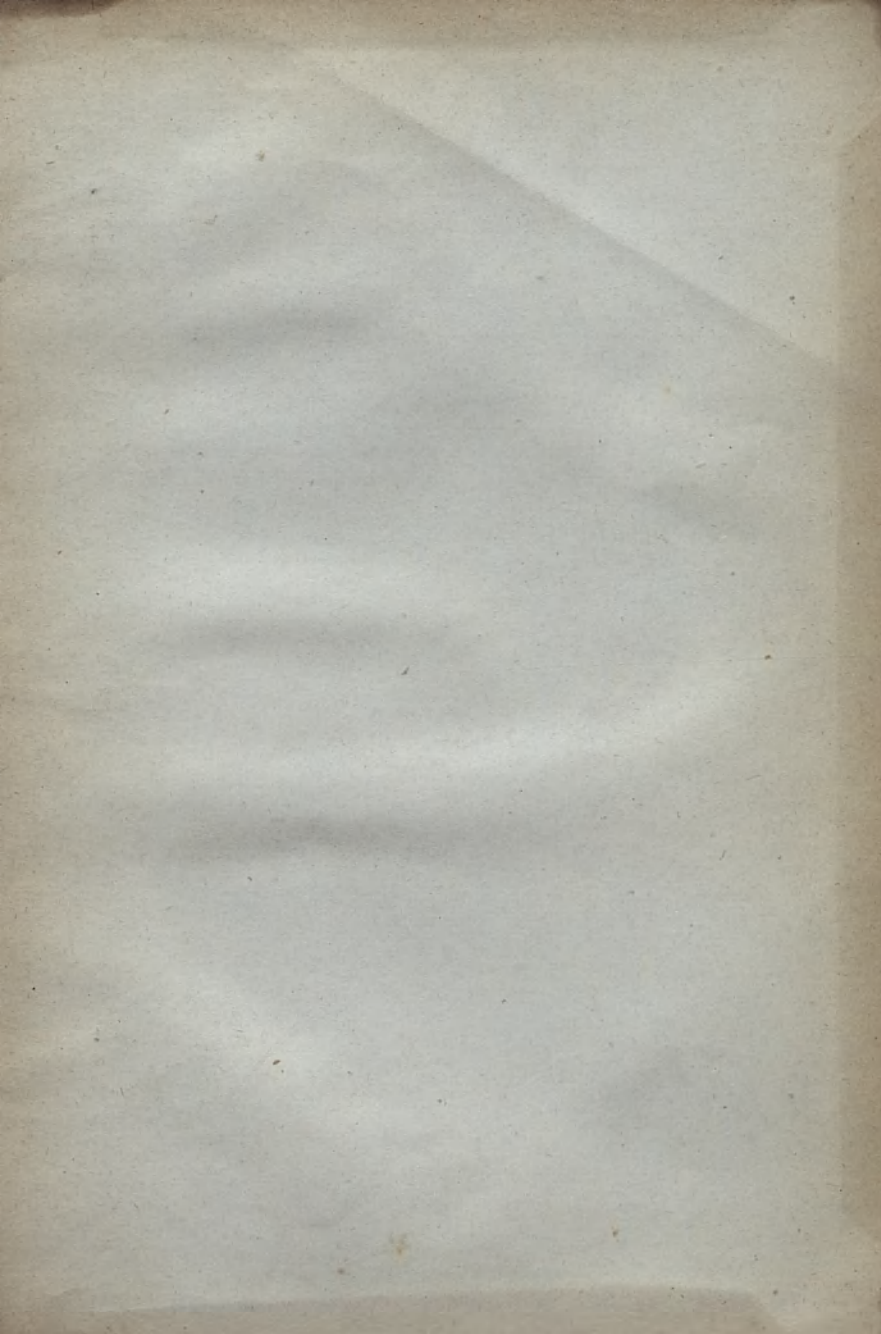
Ewald August König.

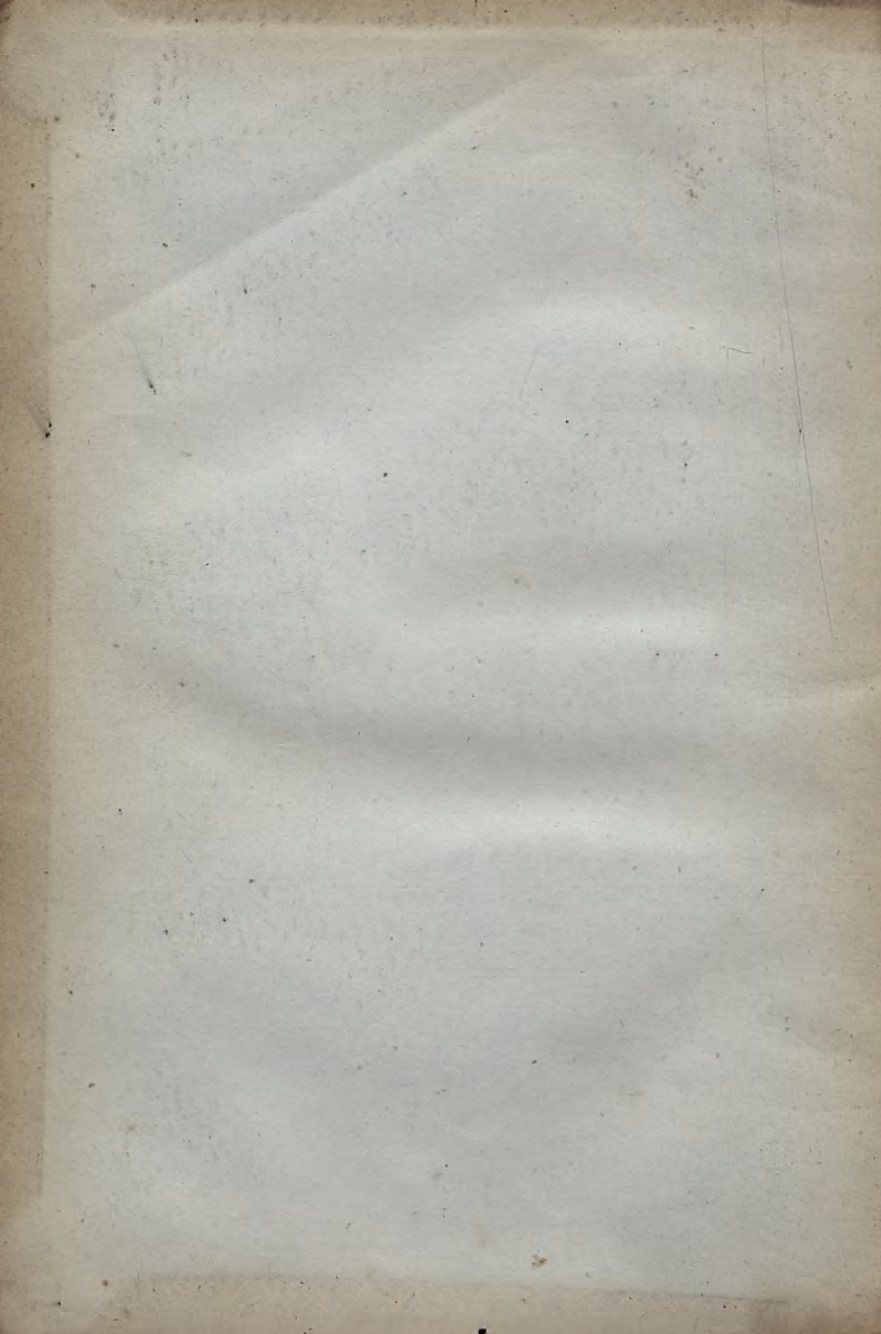
Zwei Bände.

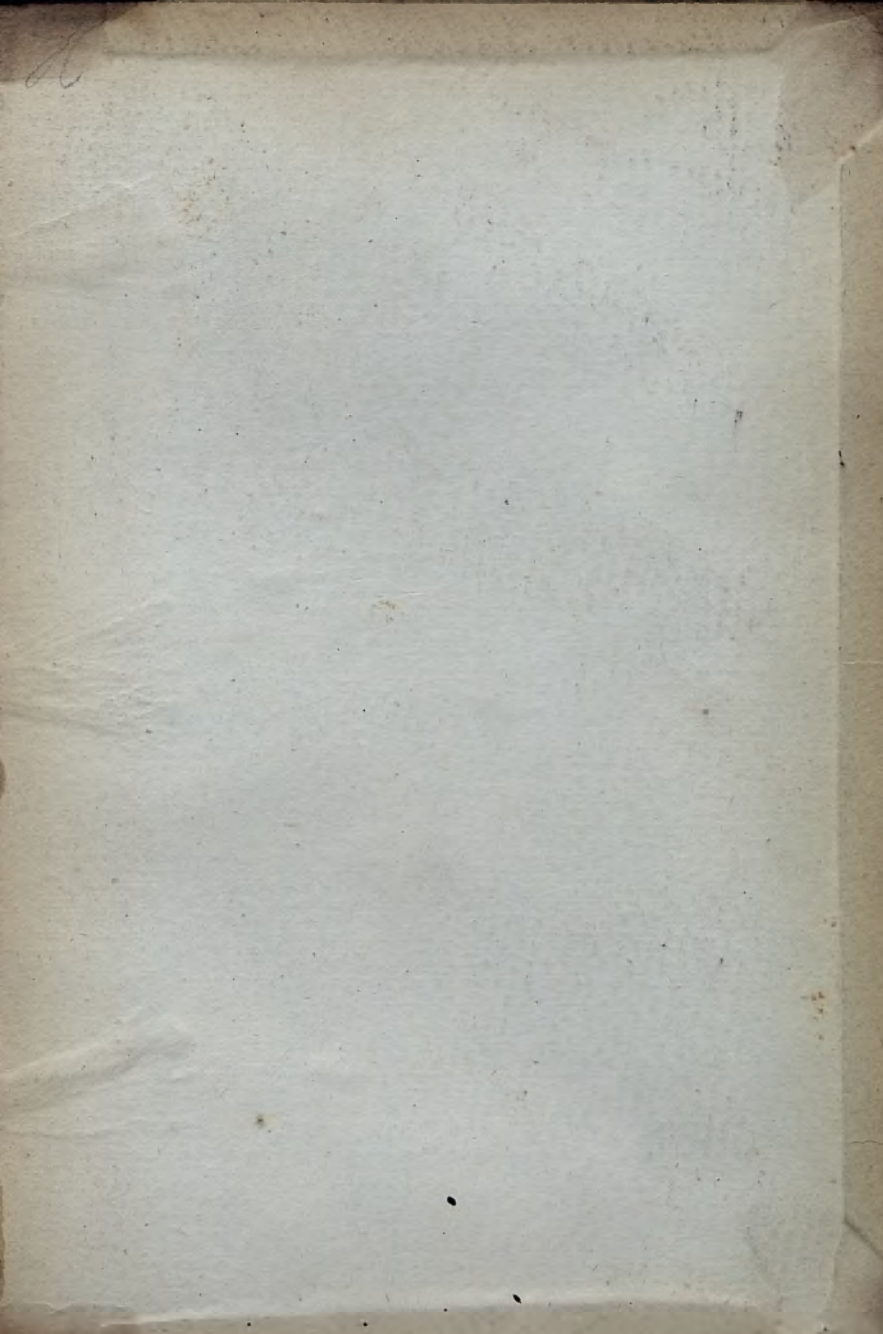
8^o 38 Bog. Hocheleg. brosch. M. 9.—; fein geb. M. 11.—.

Es giebt in der neueren Familienliteratur von der allbeliebtesten criminalistischen Färbung kaum ein Werk, das in der Wirkung obigen der besten Schaffensperiode Königs entstammenden Roman erreichen könnte. In durchaus sorgfältig gewählter Sprache wird darin eine der Neuzeit entnommene hochinteressante Handlung bei großer Fülle an vielverketteten Geschehnissen ebenso klar wie packend durchgeführt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.







D. 77541

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001527722



I 165346

SL

S